9/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Echt stark

Ariane Garzarek, Kandidat für die Wahlen am 7. Mai zur Stadtverordneten-versammlung Halle

★ Inhalt

Mein Halle
Mit Waldemar Cierpinski durch die Kommunalpolitik der Saale-Stadt **Seite 4**

Wüstenforschung
Weidewirtschaft am Kopet Dag **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Porträt
Die Moskauer Philologin Jewgenija Kazewa, Kulturoffizier der SMAD in den ersten Nachkriegsjahren **Seite 16**

Sport
Hammerwurf-Olympiasieger und seine Kinder **Seite 22**

Tourismus
INTOURIST im 60. Jahr – Ausblicke **Seite 24**

FW-Serie
Allein im Segelboot um die Welt **Seite 26**

Geschichte
Vom Himmel fällt nur Regen **Seite 28**

Musik
FW bei zwei pianistischen Wettbewerbssiegern **Seite 30**

Theater
Schweriner Inszenierung zum 2. Nationalen Theaterfestival der DDR **Seite 32**

Erzählung
Andrej Neff: „Grün ist die Farbe der Hoffnung" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Tatsachenbericht
Rettung nach 40 Tagen aus einer unzugänglichen Schlucht **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Denkmalschutz
Steingewordener Traum – Reportage über die Restaurierung der Budaer Burg **Seite 46**

Medizin
Eine neue Technologie für den künstlichen Zahnersatz **Seite 52**

Titelfoto:
Detlev Steinberg fotografierte Ariane Garzarek, 23 Jahre, Lehrausbilder im VEB Frisur und Kosmetik, beim Freizeit-Fitnesstraining. Sie kandidiert erneut für das kommunale Parlament.

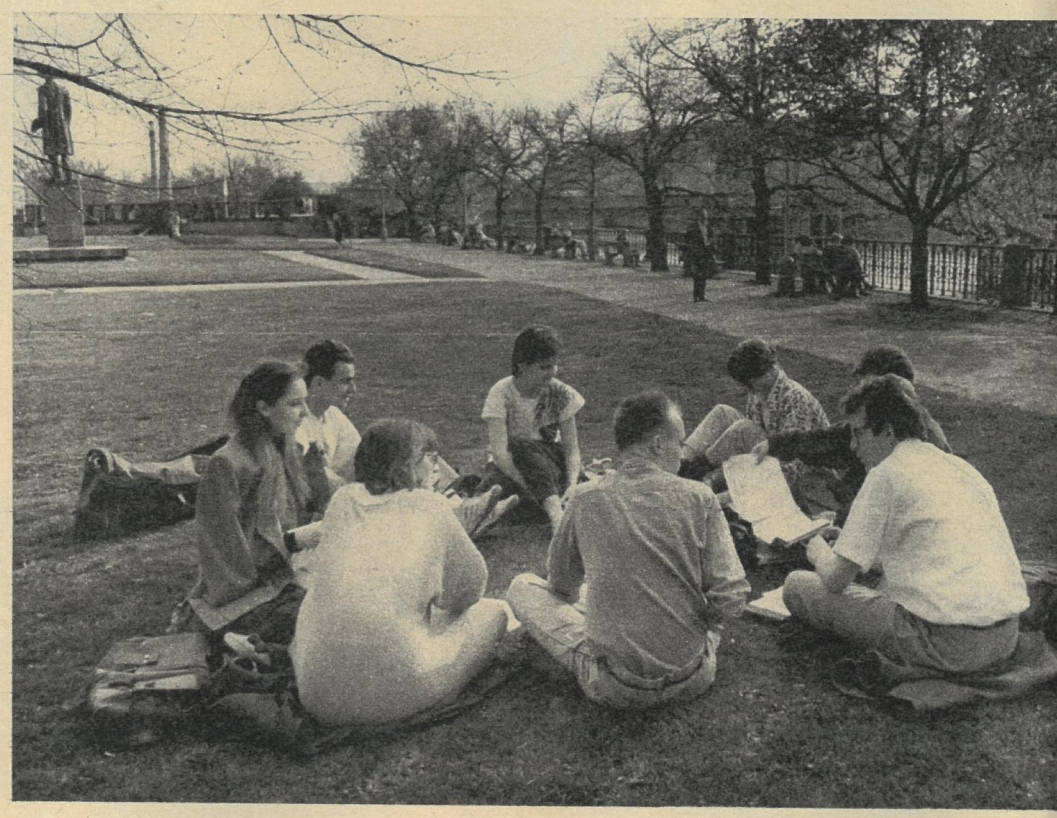
Redaktionsschluß für dieses Heft: **28. 4. 1989**

★ Im Blickpunkt

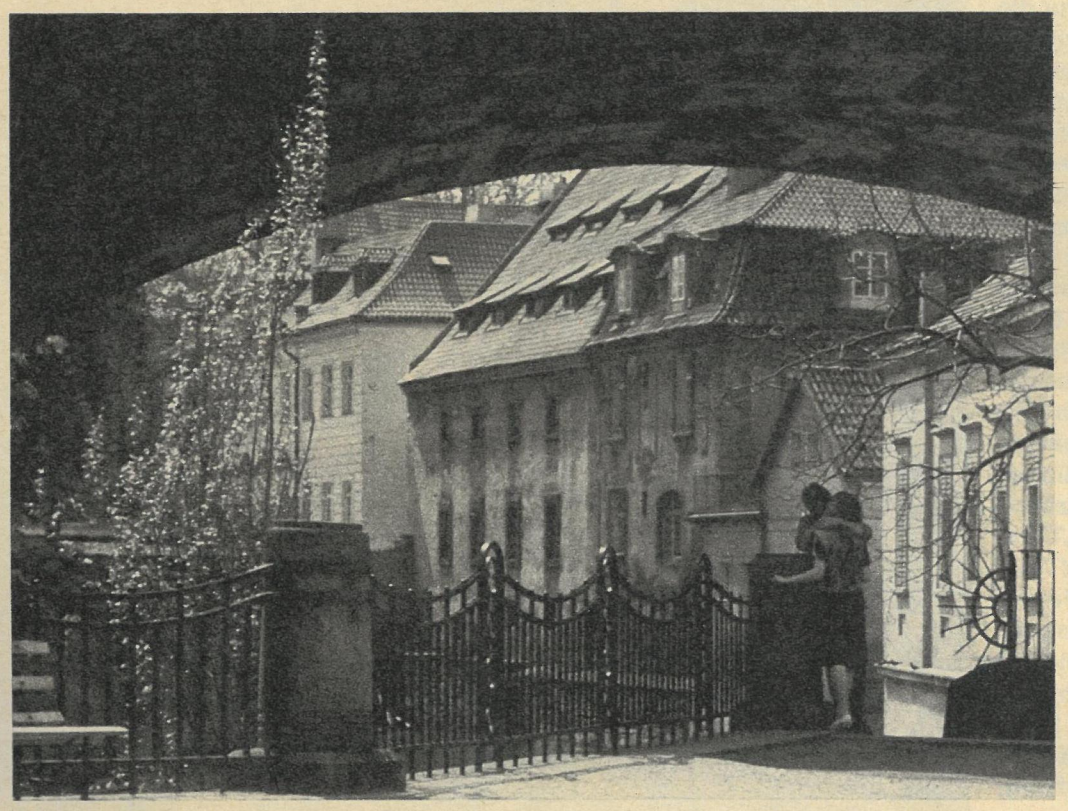
Um zu erklären, was Liebe sei, wählte jemand einst die Sicht verschiedener Berufe auf dieses menschliche Naturereignis. Schilderte, daß Liebe für den Arzt eine Kinderkrankheit bei Erwachsenen bedeute, dem Physiker gelte sie als Sonderfall der Anziehung, dem Postboten als das, was seine Tasche so schwer macht, dem Mathematiker als Gleichung mit zwei Unbekannten, dem Philosophen als unfaßbares Phänomen. Nach Ansicht jedes Dichters, so meinte der Erklärer, sei die Liebe ein erstmals durch ihn beschriebenes Thema. Nun ein Zeitungsmensch.

Wo wäre der Lenz lieblicher denn in Prag. Goldene Stadt? Wie aus Seide ist sie in diesen Tagen. Und die Hände können gar nicht anders, suchen andere zu fassen, zum Bummel durch den Prager Frühling. Die Hand des Reporters greift natürlich ins Leere, pflichtgemäß. Schließlich ist er auf Dienstreise und nicht auf einem Lust-Wandelgang. Dabei ist Christel neben ihm. Doch Christel, leider, ist nur ein Familienname. Dessen Träger handhabt unentwegt seine Kamera, filtert aus dem Überangebot liebreizender Szenen Wesentliches heraus.

Prag im Frühling. Da ist so viel Unbefangenheit. Da hat's der Lichtbildner leicht. Junge Leute, und Junggebliebene, wohin man schaut. Aber nicht in Schau-Stellungen, wie andernorts auf Straßen und Plätzen. Hier ist alles so selbst-verständlich, geht nur die beiden da und dort und dort was an, sie verstehen sich, selbst. Und so wird die Großstadt für sie zu einer eigentümlichen Intim-Sphäre, alle sind auf gute und schöne Weise miteinander beschäftigt. Keiner achtet sonderlich auf die anderen, oder, besser, achtet sie und ihre kleine Gefühlswelt. Liebe ist Leben, Wiederholung des Lebens, Zukunft, Zuversicht. Zweisamkeiten zuhauf. Doch die Optik richtet sich nicht nur auf den Pärchen-



An der Moldau- Frühlingsgewühle



betrieb. Und so wird nun auch den jungen Leuten Gerechtigkeit, die sich auf einer Wiese niedergelassen haben. Studenten der Karls-Universität. Sie haben ihren Dozenten überredet, am Moldauufer Seminar zu halten. Da beobachten wir ganz andere Intensität als ringsumher, aber keinesfalls geringere. Indes – überblickt man einmal die Runde, so ist stark zu vermuten, daß es sie nach Unterrichtsschluß paarweise ins Frühlingsgewühl treiben wird.

Prag ist über tausend Jahre alt. Gewiß übt die Stadtlandschaft rechts und links des Moldaustroms schon lange diesen zauberhaften Reiz, diesen reizvollen Zauber aus. Deshalb sei mitgeteilt: Prag ist eine Reise wert, immer wieder. Sogar und auch – eine Dienstreise!

Klaus Hurrelmann (Text)
Detlef Christel (Fotos)

42 Kilometer und 195 Meter… Die Distanz war klassisch, das Wetter ideal. Auch auf Bestellung hätte es nicht besser sein können. Windstille, das Thermometer zeigte 15 Grad, nur die Sonne hatte sich, wie häufig in Halle, einen hellgrauen Schleier umgehangen.

Wir sind eingeladen. Von Waldemar Cierpinski, dem zweifachen Olympiasieger. Nicht zum Kaffee, wie wir irrtümlicherweise angenommen hatten, und auch nicht zum Bier. Zu einem gemeinsamen Marathonlauf durch die Kommunalpolitik Halles. Seine Heimatstadt wollte er uns zeigen, gewachsen in den letzten fünf Jahren, schöner geworden und wohnlicher.

42 195 Meter mit dem Notizbuch durch Halle… FREIE WELT-Reporter Bernd Siegmund (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) nahmen die Herausforderung zur Heldenstrecke an. Mutig und mit Freuden. Sagen wir es ehrlich: Der Preis hieß Schmerzen. Doch darüber schweigt des Läufers Höflichkeit.

MeinHalle

Mein Halle

Stadtarchitekt Brandstädter: Die Stadt in der Stadt erneuern.

Bislang ist folgendes geschehen: Nach dem Start am Eselsbrunnen tauchen wir ein in die Schluchten der Stadt. Laufen, nichts als laufen. Linealgenau gezogene Straßen, sich schnörkelig windende, eingezwängt in Häusermauern, hochherrschaftliche Fassaden, steinerne Alltagsgesichter, herausgeputzte, heruntergekommene. Geschäfte, Kneipen, hallischer Autoverkehr, gebändigt durch Einbahnstraßen, Bahnen mittendrin, weiter, nur weiter…

Längst hat der Körper den Rhythmus der Beine angenommen, Pulsschlag 140, die Augenlider herabgesackt bis zu einem schmalen Spalt, Straßenpflaster, Steine, Bitumen… Keine Zeit fürs Händelhaus, prachtvoll restauriert, helle Ockerwände mit braun abgesetzten Simsen, Waldemar Cierpinski vor mir, locker, athletisch, Kunststück: Olympiasieger…

Um es gleich vorweg zu sagen: Unser kommunaler Marathonlauf ist nicht abgestimmt mit der Internationalen Leichtathletikföderation IAAF. Schon allein die Streckenführung hätte dort Unverständnis hervorgerufen. Denn wir werden durch Amtsstuben laufen, interessante Leute kennenlernen, in fremde Wohnungen eindringen, einem Schuhmachermeister die Ehre erweisen, in Cafés herumsitzen. Dafür ist nun wirklich in den internationalen Regeln kein Platz.

Die Silhouette des Marktes. Händeldenkmal, die vier Türme der Sankt-Marien-Kirche, dreimal hat hier Martin Luther gepredigt, auf der Reichsorgel spielte 1663 Georg Friedrich Händel. Einen großen Bogen sind wir gelaufen, haben zwölf Kilometer Altstadt in den Beinen, Zeit für die erste Verpflegungsstelle. Es ist angerichtet im Rat der Stadt.

Bauen ohne Vollnarkose

Hoch oben im Rathaus sitzt Dr. Wulf Brandstädter (52). Siebte Etage, direkt unter dem Dach. Diese Tatsache sollte nicht zu dem Schluß verleiten, er schwebe über den Dingen. Seine Tätigkeit ist höchst irdisch, Wulf Brandstädter ist der Stadtarchitekt. Würde oder Bürde? Seit 1983 hat er das verantwortungsschwere Amt. „Die Freuden übertreffen die Sorgen", sagt Dr. Brandstädter. „Wenn ich durch die Straßen gehe, sehe ich natürlich, was getan werden muß. Aber ich weiß auch, was seit 1984 geleistet wurde von den Bürgern der Stadt, den Bauleuten, dem Ratskollektiv."

1984 begann in Halle vestärkt das innerstädtische Bauen, die Operation am lebendigen Körper der Stadt. Ohne Vollnarkose, unter örtlicher Betäubung wurde und wird seither gleichzeitig gebaut und gewohnt, abgerissen und erhalten, modernisiert und rekonstruiert. Innerstädtisches Bauen ist eine Herausforderung an den Architekten, an die Arbeiter und Ingenieure der Stadt. Wohnblöcke hochziehen auf der „grünen Wiese" ist die eine Sache. Bauen auf engstem Raum eine andere. Allein das Aufstellen der Kräne in den engen Gassen: ein artistischer Balance-Akt. Die Hallenser sehen die neue Entwicklung mit Freuden. Ihre über tausend Jahre alte Stadt wird von Tag zu Tag jünger und schöner. Häuser, die einst grau und dumpf am Wegesrand standen, bekommen wieder Farbe ins Gesicht, erhalten ein neues Mörtel-Make-up, blühen auf.

„Halle", sagt Wulf Brandstädter, „ist die heimliche Hauptstadt der Chemie in der DDR. Ein großes, wichtiges Industriezentrum. Mit Hunderttausenden Arbeitern und Ingenieuren. Bis in die siebziger Jahre hinein haben wir alles getan, um die Arbeits- und Lebensbedingungen der Werktätigen dieser strukturbestimmenden Zweige entscheidend zu verbessern. Ich nenne nur Halle-Neustadt, das Neubauviertel Silberhöhe… Das sind große sozialpolitische Leistungen unseres Staates. Für Bauvorhaben anderer Art reichte einfach nicht die Kraft. Das muß man wissen, um zu verstehen, warum ich heute als Stadtarchitek mit einem weinenden und einem lachenden Auge durch die Straßen gehe. Mit einem weinenden, weil es in Halle mittlerweile eine ganze Reihe von Häusern gibt, die verfallen sind. Mit einem lachenden, weil wir jetzt die Kraft haben, die Stadt in der Stadt zu erneuern. Dabei steht uns eine Palette von Möglichkeiten zur Verfügung, die die heutige Plattenbauweise jedem Architekten bietet."

Wollte man die Grundidee des Dr. Brandstädter für das innerstädtische Bauen auf einen Nenner bringen, man müßte sagen: Er komponiert aus Plattenelementen des Wohnungsbaukombinates Häuser so, daß in vielen Fällen nicht Typenprojekte, sondern ortstypische Bauwerke entstehen. Phantasie aus dem Baukasten. Vor allem die Gestaltung der Dachzonen, der Häuserecken hat es ihm angetan. Seine Rechnung lautet: 95 Prozent des Hauses muß die Platte bringen, 5 Prozent die individuelle Zutat, die eigene Handschrift. Was dabei herauskommt an überraschenden architektonischen Lösungen zeigt das Neubaugebiet „Brunos Warte", für das Dr. Brandstädter und sein Kollektiv einen ersten Preis bekam im DDR-offenen Wettstreit der Architekten. Und das zeigen auch Lückenbauten in der Altstadt Halles, die nicht Lückenfüller sind, sondern ein harmonischer Zweiklang zwischen alt und neu. „Natürlich können wir nicht zurück zu ausschließlich traditionellen Bauweisen", sagt Wulf Brandstädter. „Wir leben im 20. Jahrhundert und wollen zeitgemäß, mit industriellen Methoden arbeiten. Aber es gilt, eine gute Mischung zwischen unterschiedlichen Bauweisen zu entwickeln. Halle soll Halle bleiben. Mit all seinen Falten, in Ehren entstanden. Und es soll trotzdem schöner werden und jünger. Eine Stadt, in der sich die Bürger wohl fühlen, in der sie gerne zu Hause sind."

1984 stellte man sich ein Ziel: 13 000 Wohnungen sollen bis 1990 in der Innenstadt Halles entstehen. 2939 konkret in diesem Jahr. Für Familie Schulze oder Neumann, für Fräulein Schmidt, für Egon Müller… Damit wird sich für weitere zehntausend Hallenser die Wohnungssituation entscheidend verbessern. Und die Freude genauso groß sein, wie sie es war bei der Familie Grübler, dem jungen Paar, unverhofft bekannt geworden durch die Zahl 300 000! Nicht die 299 999. Wohnung haben sie erhalten, und auch nicht die 300 001. Ihre vier Wände sind ein Jubiläum, die 300 000. Wohnung seit 1971 im Bezirk…

★

Die Beine wollen nicht mehr. Langsam beginnen die Fußsohlen zu brennen. Wieder die Altstadt… Luftmangel, Staub, Durst. Gesucht wird: Fleischerstraße 38. Über Schleichwege und Abkürzungen. Fünf Kilometer, dann sind wir da. Schwer keuchend ich, noch immer locker er. Wir klingeln an der Tür.

Die selbterlebte Qualität

Eine junge Frau macht auf. Überrascht, doch nicht abweisend. Als wir uns vorstellen, sagt sie: „Ach, du grüne Neune! Schon wieder Presse."

Viel Zeit hat die Familie Grübler nicht für uns. Er muß bald zur Arbeit, sie hat Erledigungen in der Stadt, aber die Tochter müssen wir bewundern, Doree, fünf Monate alt, einen Tag nach der Geburt bekamen die Grüblers die Wohnung zugewiesen. Zwei Zimmer, Balkon, großzügiger Grundriß, 104 Mark Miete monatlich. Kein Problem, beide verdienen gut. Jürgen Grübler ist Baufacharbeiter beim WBK, Silke, gerade im Mütterjahr, arbeitet als Fotolaborantin. Acht Jahre hat er auf die Wohnung gewartet, in nassen, dunklen Räumen. Die letzten beiden Jahre zusammen mit Silke. In der Erinnerung kommt ihnen die alte Wohnung wie ein Alptraum vor, die neue wie ein Wunder.

„Noch immer können wir es nicht fassen", sagt sie. „Alles ist so schön und so großzügig."

Und wie ist es um die bauliche Qualität der Wohnung bestellt? Jürgen Grübler: „Die ist gut. Ich habe die Wohnung selbst gebaut. Wenn also etwas wäre, ich könnte mich nur bei mir selbst beschweren. Einige kleine Mängel aber gibt es doch. Nichts Gravierendes, aber sehen Sie, die Wand hier ist etwas schief, da haben meine Kollegen und ich geschlampt. Ärgerlich. Heute, wir bauen hier in der Nähe, achte ich peinlichst genau auf solche Dinge. Die müssen nicht sein. Aber entschuldigen Sie, die Zeit rennt mir davon…"

Familie Grübler, glücklich und zufrieden, eine kurze Pause nur in unserem kommunalen Marathon.

★

Das Laufen fällt mir immer schwerer. Langsamer, immer langsamer wird mein Schritt. Eine innere Stimme ruft mir höhnisch zu: Hör doch auf, kein Mensch zwingt dich… „Weiter, los weiter", so Waldemar, „laß dich nicht unterkriegen, ich kenne das, diese Schwächemomente, am liebsten möchte man aufgeben. Was meinst du, wie oft ich das wollte… Kämpfe, beiß dich durch…" Nur noch 13 Kilometer bis zum Reileck. Druck auf den Lungen, automatisch bewegen sich die Beine, ein wenig Wind ist aufgekommen, oh himmlische Kühlung, wie gut sie tut. Endlich die nächste Verpflegungsstelle, wir sind am Reileck.

Die große Lust

Schuhmachermeister Manfred Landgraf hat eine Verpflichtung abgegeben vor der Handwerkskammer. Zu Ehren des 40. Jahrestages der DDR. Um dreißig Prozent könnte und würde er seine

Lauffreuden: Waldemar Cierpinski beim „Cross der Jugend" rund um den Galgenberg.

Mein Halle

Leistung steigern. Sagt er. Wenn... Ja wenn er ihn endlich erhalten würde. Den Raum. Den zusätzlichen, den beantragten. Direkt neben seinem Laden liegt er. Eine zutapezierte Tür verbindet die ehemals zusammengehörenden Gemächer. Natürlich sind einige Umbauten vonnöten. Der Raum ist naß, er muß renoviert, funktionstüchtig gemacht werden. Eine große Jalousie will Manfred Landgraf einbauen lassen in die Vorderfront des Raums. Anstelle der Schaufensterscheibe und der Eingangstür des einstigen Ladens.

„Das müßte alles weg", sagt er. „Handwerker habe ich schon. Die könnten sofort anfangen, so ein Umbau dauert ja seine Zeit. Ich habe auch grünes Licht von den zuständigen Behörden der Stadt. Du bekommst den Raum, sagten die mir. Schon im Herbst vorigen Jahres. Still ruht seither der See."

Manfred Landgraf, 46 Jahre alt und Obermeister der Schuhmacher-Innung, stößt schon seit einiger Zeit an räumliche Grenzen. Sein Laden ist klein, die Werkstatt dahinter noch kleiner. Vollgestopft mit Maschinen. Und Schuhen. Und Schränken. Und Regalen. Ein Ölsardinenparadies. Und das paßt so gar nicht zu seiner Lust an der Arbeit. Denn die ist groß. Genauso groß wie seine Handwerkerehre. Wenn die Kunden zufrieden sind, ist er es auch.

Zu Manfred Landgraf kommen nicht nur die Bürger der näheren Umgebung des Reilecks, er versorgt auch die handwerklich wenig erschlossenen Neubaugebiete Silberhöhe und „Frohe Zukunft". Wöchentlich einmal liefern ihm die dortigen Dienstleistungsbetriebe, die Dlb-Annahmestellen, 250 Paar Schuhe. 350 bringen ihm seine privaten Kunden, und fünfzig verarztet er innerhalb von 24 Stunden im Schnelldienst. – 650 Paar Schuhe wöchentlich, hat in unserem Staat Handwerk noch immer goldenen Boden?

„Ja", sagt Manfred Landgraf. „Man darf nur nicht auf der faulen Haut liegen. Aber das macht keiner meiner Handwerkskollegen. Ob Bäcker, Schneider oder Schlosser... Die gute Versorgung der Bevölkerung liegt uns am Herzen. Und deshalb ärgere ich mich so über die sich hinschleppende Geschichte mit dem Gewerberaum. Sehen Sie sich das an... Hier stehen die Schuhe herum, die mir vom Dlb geliefert wurden. Fix und fertig. Sie könnten längst beim Kunden sein. Aber nur einmal wöchentlich kommt der Wagen, holt sie ab. In der Regel am Freitag. Egal, ob sie Dienstag fertig sind, oder Mittwoch oder Donnerstag. Ich würde sie ja selbst ausfahren. Mit meinem privaten Pkw-Anhänger. Aber der steht rund zehn Kilometer von Halle entfernt. Hätte ich den Gewerberaum, könnte ich ihn hier unterstellen. Und er wäre ständig am Mann."

★

Laufen, nichts als laufen... 12 Kilometer noch. Und 195 Meter. Schweiß, keine Tropfen, Bäche laufen übers Gesicht. Wieder zurück ins Stadtzentrum. Den Moritz-Ring entlang, den der Hanse, rechts hinein in die Klement-Gottwald-Straße. Gründerjahrfassaden, Jugendstildekor. Menschen über Menschen, Fußgängerzone, auf neunhundert Meter hundert Geschäfte, zehn Kneipen, Cafés, Restaurants. Der Leipziger Turm, Mitte 15. Jahrhundert, weiter, weiter, hin zum Markt, Stadthaus, endlich, das nächste Büfett.

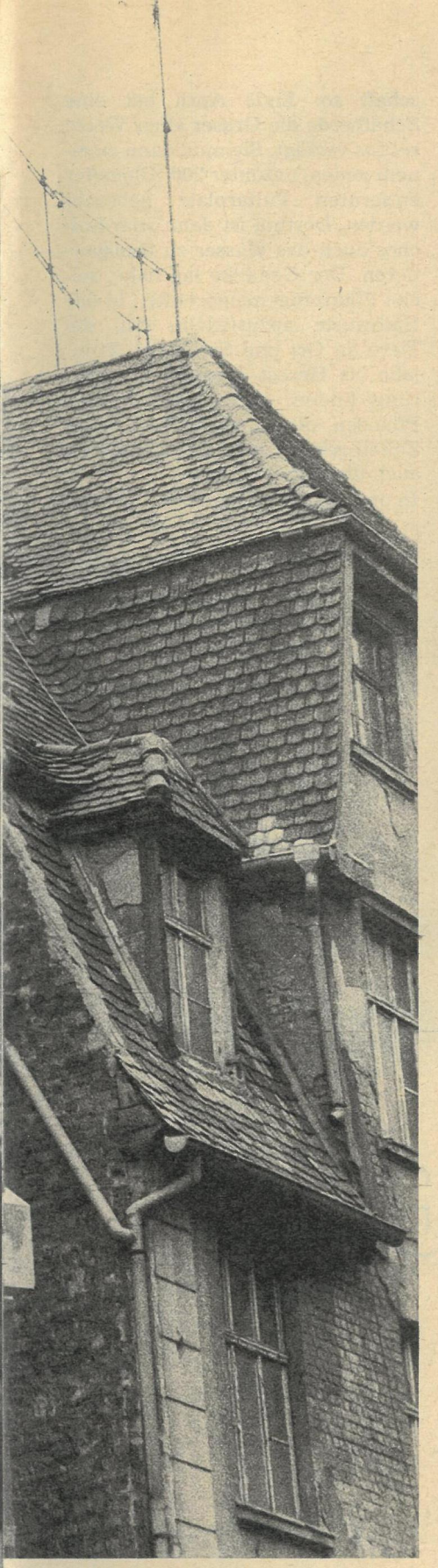
Schuhmachermeister Landgraf: Schnelle Hilfe für Waldemar Cierpinskis Sportschuhe.

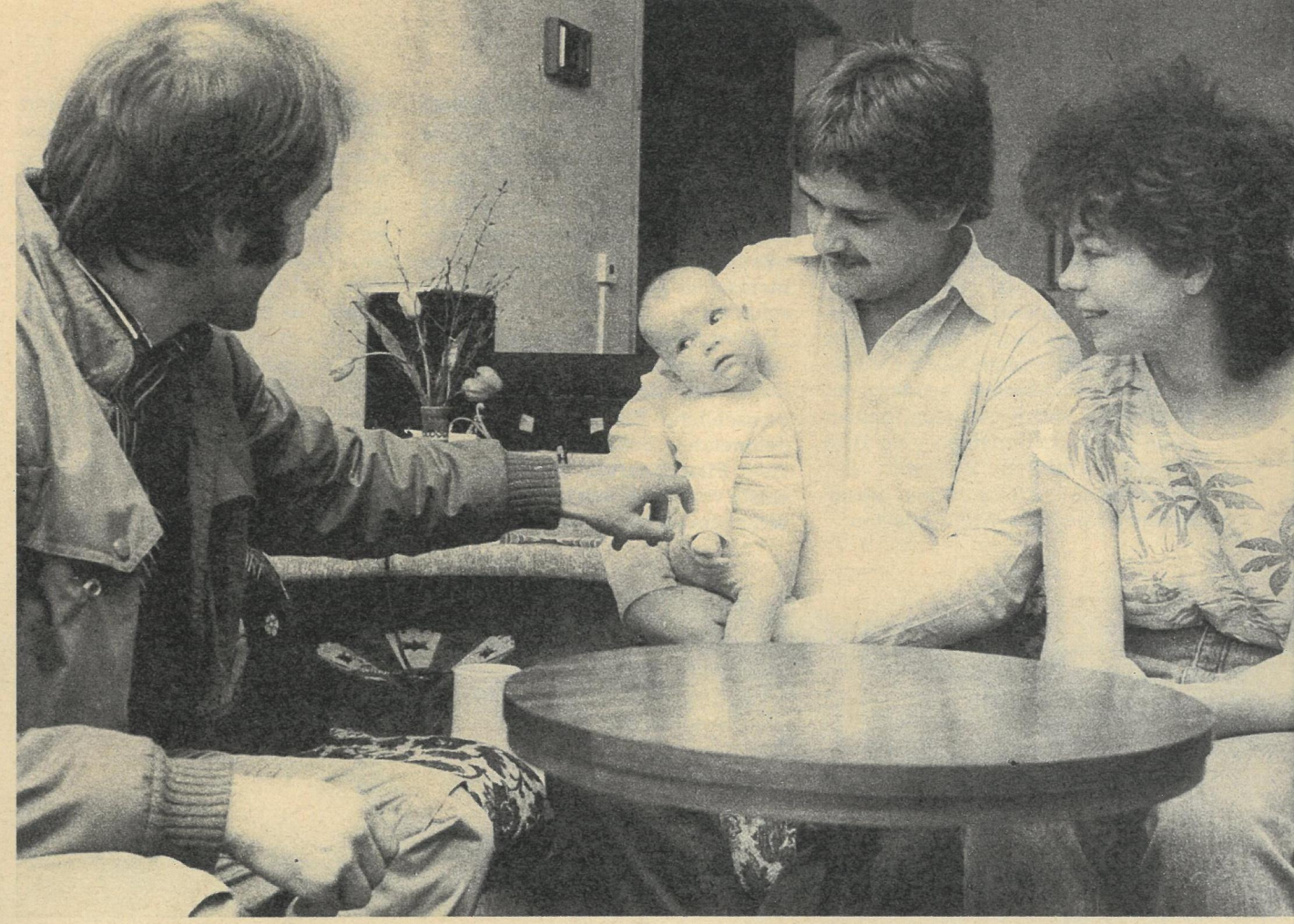
Stark wie ein Straßenbaum

Dr. Bernd Reuter (48) und Günther Reichenbach (57) setzen auf Wissen. Denn Wissen ist Macht. Und die haben sie. Verliehen bekommen von den Bürgern. Dr. Reuter ist Vorsitzender der Ständigen Kommission Umweltpolitik in der Stadtverordnetenversammlung, und Günther Reichenbach, Direktor des VEB Garten- und Landschaftsgestaltung, gehört mit dazu. Wie schafft man Wissen?

Dr. Reuter: Nicht durch Appelle, durch aktive Mitarbeit. Natürlich muß die organisiert werden, im Selbstlauf passiert nichts. Ein gutes Beispiel ist die neue Stadtordnung, die Ende '87 verabschiedet wurde.

G. Reichenbach: Innerhalb von sechs Monaten meldeten sich 25 000 Hallenser zu Wort. Eine regelrechte Lawine. Es hagelte Vorschläge, Hinweise, auch saftige Kritiken.





Familie Grübler: Sichere Zukunft für Töchterchen Doree.

Innerstädtisches Bauen: Synthese aus alt und neu.

Was hat die neue Stadtordnung mit dem Umweltschutz zu tun?

Dr. Reuter: Auf Grund der Vorschläge der Hallenser wurde beispielsweise ein Passus aufgenommen, der es Betrieben grundsätzlich verbietet, feste Stoffe wie Müll, Schutt und Unrat in der Gegend abzuladen.

G. Reichenbach: Verboten ist auch, Unkraut mit chemischen Mitteln zu bekämpfen.

Dr. Reuter: Auf Wunsch vieler Familien wurde der Paragraph 28 eingearbeitet, der den Aufenthalt von Tieren in der Nähe von Spielplätzen untersagt. 450 Bürgervorschläge wurden gewogen und für gut befunden.

Halle lebt nicht im luftleeren Raum. Man riecht es. Buna, Leuna, Merseburg... Ziehen die Betriebe beim Umweltschutz mit?

Dr. Reuter: Ein klares Ja. Es gibt kein Kontra zwischen Ökologie und Ökonomie. Die Einstellung hat sich deutlich gewandelt. Es wird nicht nach Parolen gehandelt, sondern nach Notwendigkeiten.

G. Reichenbach: Wir haben enge Kontakte zu Buna beispielsweise. Seitdem dort die neue Kläranlage in Betrieb ist, gibt es eine deutliche Verminderung der Wasser- und Luftbelastung.

Die Luft zum Atmen ist in Halle ein dickes Problem. Was wird konkret dagegen getan?

G. Reichenbach: 1976 haben wir ein „Eingrünungsprogramm" beschlossen. Bisher wurden insgesamt 1,8 Millionen Bäume auf einer Fläche von 524 Hektar gepflanzt. Bis 1990 soll der grüne Gürtel in und um Halle auf 600 Hektar wachsen, bis zur Jahrhundertwende auf tausend.

Dr. Reuter: Große Bedeutung für Halle hat der Straßenbaum. Über 16 000 haben wir davon. Zum Teil stehen sie unter Naturschutz, sind über 200 Jahre alt. Sie zu erhalten und neue zu pflanzen macht viel Arbeit. Aber die Bäume sind wichtig für die Stadt. Sie binden den Staub und produzieren Sauerstoff. Unsere Luft zum Atmen.

★

Drei Kilometer noch bis zum Ziel. Und lächerliche 195 Meter. Ein Klacks. Für Abwechslung ist obendrein gesorgt. Durch den „Cross der Jugend", in den wir hineingeraten. Waldemar Cierpinski hat diese Massensportveranstaltung mit ins Leben gerufen. Mittendrin im Pulk macht das Laufen doppelt Spaß. Das Interesse der Hallenser am Sport ist groß. Nicht nur das an der Fernsehkonserve. Selber laufen macht schlank. Das passiert in einem guten Rahmen, dafür ist durch Kommunalpolitik in Halle gesorgt. Die Bilanz des Bezirkes: 72 Sporteinrichtungen wurden in den letzten zwei Jahren erbaut. Darunter 37 Sporthallen, 1 Freibad, 8 Sportheime... Was könnte man nicht alles darüber erzählen, doch leider reicht die Zeit nicht aus. Denn vor uns: das Ziel. Noch 100 Meter, noch 50, 4, 3, 2, 1 ... Geschafft!

P.S. Als die Uhren stehenblieben, hatte es 13 Stunden, 27 Minuten und 12 Sekunden geschlagen. Und damit ist eines klar: Der Lauf schreit geradezu nach dem Guinness-Buch der Rekorde. In mehrererlei Hinsicht: Erstens war es der langsamste, der je gelaufen wurde. Zweitens der mit dem höchsten Informationsgehalt. Und drittens... Es war der bestbesetzte, den je die Welt gesehen hat. Denn schließlich waren fünfzig Prozent aller Teilnehmer zweifache Olympiasieger!

Wie wurde darauf reagiert?

G. Reichenbach: Vom Rathaus aus starteten eines Tages sechs Busse mit 150 Volksvertretern, mit Vorsitzenden von Hausgemeinschaften, Stadträten und Volkspolizisten. Sie gingen den kritischen Hinweisen nach...

Dr. Reuter: Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie Werkleitern zumute war, als die gewählten Vertreter Halles anrückten, um sich zu informieren, um zu kritisieren. Auf Schmutzecken wurde aufmerksam gemacht, auf unsaubere Baustellen, auf gefährliche Gedankenlosigkeit...

G. Reichenbach: Tage später wurde überprüft, ob und was sich verändert hatte. Dann wurde die ganze Aktion öffentlich in der Presse ausgewertet. Diese Arbeitsweise fand das Lob der Bürger...

Industrielandschaft: Begrünungsprogramm gegen Umweltlasten.

Wie kommt ein Monet in die Wüste?

Frühling in der Halbwüste. Mühsam quält sich unser Wolga über die staubigen Sommerwege. Hügel um Hügel das gleiche Bild: braunes, von der Hitze fast versengtes Gras, Schafherden, weder Baum noch Strauch. Doch plötzlich glauben wir uns in das berühmte Gemälde des französischen Impressionisten Claude Monet versetzt. Wir halten an einer Mohnblumenwiese. Nicht in Frankreich, sondern im Vorgebirge des Kopet Dag, dessen hohe Berge Turkmenien vom Iran trennen. Unseren Begleiter, Dr. Muchamet Durikow, freut unser Staunen über den Wundergarten.

Er ist eingezäunt, um die Schafe fernzuhalten. Nur der rote, wilde Mohn hat sich allein ausgesät. Alles andere ist künstlich, von Menschenhand angelegt. Es ist ein Feld der Weideversuchsstation des Instituts für Wüstenforschung der Turkmenischen Akademie der Wissenschaften.

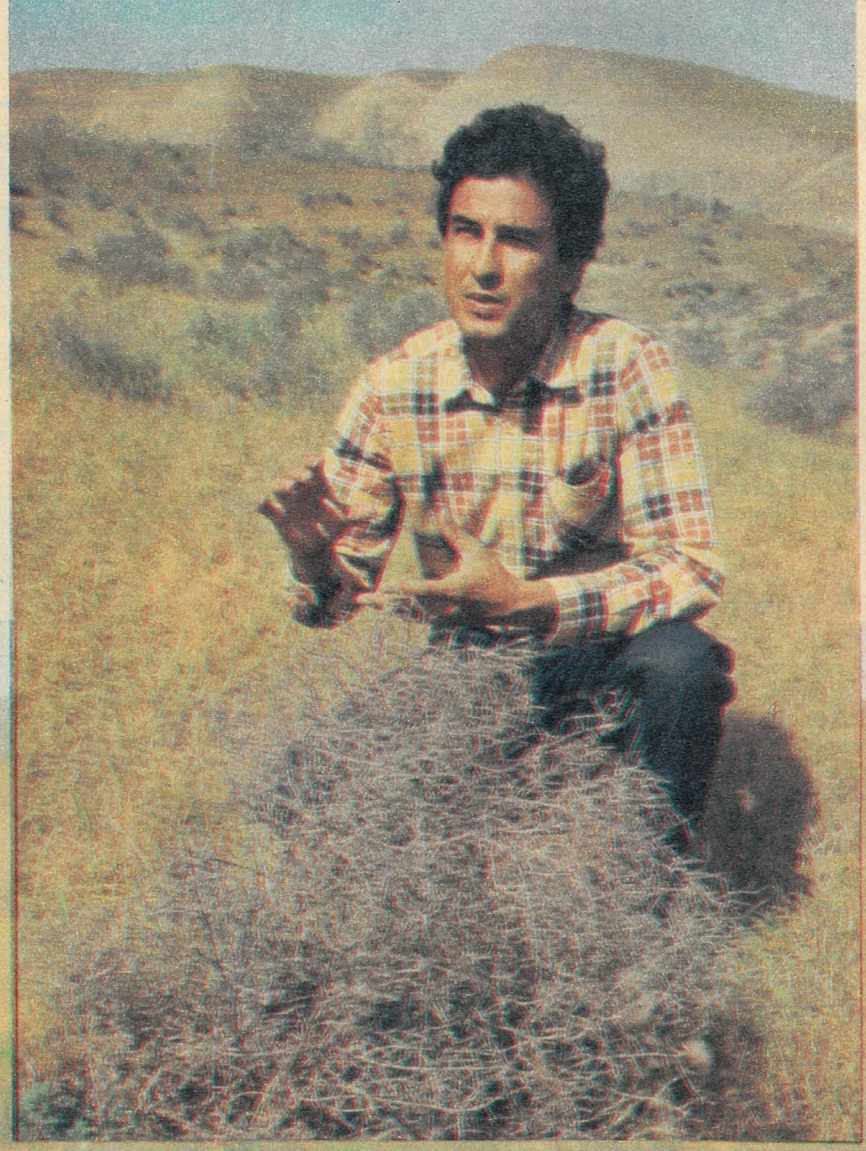
„Früher", erklärt uns der junge Biologe, „wuchs hier im Vorgebirge mehr als dürftiges Gras. Aber menschliche Eingriffe, so die zunehmende Schafhaltung, haben viele Pflanzenarten aus der Halbwüste verschwinden lassen. Auf natürlichem Wege würden die Wüstenweiden fünfzig bis hundert Jahre brauchen, um sich zu regenerieren." Diese Zeit zu verkürzen, ist das Ziel der Mitarbeiter des Weidelabors um Staatspreisträger Professor Muchamedow. Sie wollen neben Gräsern auch wieder Sträucher und Bäume heimisch werden lassen. Sie haben dabei nicht allein die Pflanzenvielfalt im Auge, sondern die stabile und nahrhafte Futterbasis für einen Reichtum dieses Landes, die Schafe. Mehr Fleisch und Wolle also für die ständig wachsende Bevölkerung Turkmeniens.

Bisher funktioniert die Weidewirtschaft so: Ende April hat eine Schafherde die Gräser einer Weide restlos vertilgt. Sie muß dann zu einem neuen, mitunter 200 Kilometer entfernten Futterplatz gebracht werden. Dorthin ist dann vom Kolchos auch das Wasser zu transportieren. Der Gedanke lag nahe, solche Pflanzengemeinschaften in der Halbwüste anzusiedeln, daß die Tiere an Ort und Stelle von Frühjahr bis Herbst ausreichend Nahrung finden. Dazu braucht man Pflanzen, die zu unterschiedlichen Zeiten reif werden. Dann entfielen auch die Transportwege.

In mühsamer Kleinarbeit testeten

die Wüstenforscher 250 wildwachsende Pflanzen, studierten den günstigsten Aussaattermin, den Entwicklungsgang, die notwendige Zahl der Samen. „Schließlich erwiesen sich dreißig Pflanzenarten als geeignet für den Anbau“, sagt Dr. Durikow. „Bedingung war, daß sie ohne zusätzliches Wasser, ohne Dünger auskommen. Als Starthilfe geben wir ihnen eine besondere Bodenbearbeitung. Wir pflügen in breiten Streifen quer zu den Abhängen. So erhalten wir die Grasnarbe, verhindern Erosion.“ In die Furchen, ähnlich wie wir es vom Kartoffelanbau kennen, legt man die Samen für Gräser, Sträucher, Bäume. In zwei bis drei Jahren entstehen so Dauerweiden, die zehn bis dreißig Jahre, das ist abhängig von der Langlebigkeit der gesäten Pflanzen, ohne zusätzliche Pflege auskommen. „Bisher kann man auf hundert Hektar Weideland dreißig Schafe halten, auf unseren ebenso großen Dauerweiden ernähren wir achtzig Tiere. Mohnblumenwiesen à la Monet werden Sie dann allerdings nicht mehr finden“, meint der Biologe. „Schafe haben diese Blumen zum Fressen gern.“

Sonnhild Kutschmar (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Einen Kameldorn zeigt uns Dr. Muchamet Durikow. Die Wurzeln dieser hier angestammten Wüstenpflanze reichen bis vierzig Meter in die Erde.

● Zitiert

Mehr als 44 Millionen Liter dioxinhaltiges Entlaubungsgift versprühten amerikanische Soldaten über Vietnam… In den verseuchten Gebieten sterben mehr Menschen an Krebs, werden mehr Kinder tot oder verkrüppelt geboren als anderswo im Land. Niemand weiß, wie viele Generationen noch leiden müssen. Die Amerikaner zahlen keine Entschädigung.

„Stern", BRD

● Kurz berichtet

Auf seiner vor drei Jahren begonnenen Wanderung entlang der UdSSR-Grenze (FW 7/89) brach das Ehepaar Rosalia und Pawel Bassow am 25. März vom Winterquartier Tiksi in Richtung Norilsk auf, das Mitte Juni erreicht werden soll.

Das erste Informationssystem zum ökologischen Zustand der Flüsse ist von einem Forscherkollektiv am Institut für Zoologie der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften erarbeitet worden. Die „Biomonitor" genannte Datei erfaßt Probenwerte, die man fast allen Flüssen der VRB an insgesamt 437 Punkten entnimmt.

40 Seiten stark ist ein im Maßstab 1:125 000 angefertigter Atlas, der sämtliche Daten über Kubas Geologie enthält. Er entstand in Gemeinschaftsarbeit bulgarischer, ungarischer, polnischer, sowjetischer sowie kubanischer Wissenschaftler und wird in Zukunft bestimmend für die Suche nach Bodenschätzen auf der Karibikinsel sein.

Ein „akustisches" Polster entwickelten sowjetische Spezialisten speziell für Kranke, die schwere Operationen hinter sich haben. Eine ins Kissen eingebaute elektronische Vorrichtung gibt Geräusche wie das Murmeln von Bächen, Vogelgesang oder das Klopfen von Zugrädern wieder, die beruhigend wirken.

Zwölf Kilogramm Gold und 90 Kilogramm Silber wurden im vergangenen Jahr aus dem in der Umgebung der slowakischen Stadt Kremnica geförderten Erz gewonnen. Das Tagebaugestein wird vor Ort zu Sinterkuchen verarbeitet, bevor es zu den modernen Goldgräbern des volkseigenen Betriebes Safina Vestec gelangt.

Ein neues Präparat zur Heilung von Rauschgiftsucht, „Binmin-I", wurde in Vietnam nach ausgiebigen Laborprüfungen auch klinisch mit Erfolg getestet. Es soll den Heilungsprozeß kostensparender machen und schädliche Folgen für die Patienten ausschließen.

Der erste Tag im Mai

Diesmal ist Walter Menzel am ersten Tag im Mai auf der festlich geschmückten Karl-Marx-Allee mitten unter den Hellersdorfern. Dort, in Berlins neuestem Stadtbezirk, lebt er mit seiner Frau in einer sonnigen Vollkomfortwohnung. Er, der in Prenzlauer Berg geboren wurde und in Pankow aufwuchs. Zu dem Schnappschuß, den der waschechte Berliner zu unserer inzwischen abgeschlossenen Leseraktion „Ein Foto aus meinem Leben" einsandte, schrieb er: „Das Bild entstand auf der Schönhauser Allee – auf dem Rückweg vom Maiaufmarsch 1949 – und zeigt die Spitze des Pankower Demonstrationszuges, der vom U-Bahnhof Vinetastraße bis zum Lustgarten geführt hatte. Es ist ein Dokument der ersten FDJ-Generation, die unsere Republik mit erbaute." Walter Menzel: der Mann mit dem Akkordeon – damals wie heute. Er war der ehrenamtliche erste Kreisvorsitzende der FDJ in Pankow. Obwohl damals gerade erst 26, hatte er schon einiges hinter sich. Verblendet war er mit 17, noch vor dem Abitur, freiwillig in den Hitlerkrieg gezogen und hatte Stalingrad überlebt, weil er dank einer glücklichen Fügung, die sich in Form einer ganz profanen Gelbsucht zeigte, noch vor dem ruhmlosen Ende der 6. Armee ausgeflogen wurde. Genesen und an die Westfront geworfen, landete er mit Tausenden im berüchtigten US-Kriegsgefangenenlager Fürstenfeldbruck. Von den Verführern seiner Generation betrogen und im Feuer des Krieges um einiges gescheiter geworden, sah er sein zerbombtes, befreites Berlin wieder. Er wurde Transportarbeiter bei der Roten Armee, besuchte dann auf Vorschlag des Antifaschistischen Jugendausschusses – Vorläufer der FDJ –, bei dem er aktiv mitarbeitete, einen pädagogischen Lehrgang. Neulehrer Menzel war geboren. Ein Arbeitsleben lang blieb er der Volksbildung treu. Und also der Jugend verbunden: Seit mehr als 20 Jahren ist er Gesprächsleiter im FDJ-Studienjahr. Geraume Zeit schon befaßt sich der Diplom-Pädagoge und ehemalige Studienrat damit, alles zusammenzutragen und zu ordnen, was zur FDJ-Geschichte in Pankow in den ersten Nachkriegsjahren gehört. 70 von denen, die wie er mit dabei waren, leben noch und helfen ihm bei seinem mühseligen Unterfangen. „Einmal im Jahr treffen wir uns", sagt er und betont das stark ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl, das damals bestimmend war, lange bevor es im Weltjugendlied seine treffende Zeile fand: Uns vereint gleicher Sinn, gleicher Mut. „Wir waren eine verschworene Gemeinschaft. Einer konnte sich auf den anderen verlassen." Dann erzählt der ehrenamtliche FDJ-Historiker etwas, was bisher noch nirgendwo geschrieben stand, obwohl es letztlich auch zur Pankower FDJ-Geschichte gehört: „Für meine Freunde und mich war die Verabschiedung in Pankow nicht das Ende dieses Maitages, denn am Nachmittag ging's in der Aula der damaligen Hilfsschule auf der Grunowstraße weiter, wurde gefeiert. Ohne Alkohol, ohne Disko. Was wir hatten war unsere Jugend, unser Schwung, unsere Lebensfreude. Und mein Akkordeon als einzige Begleitung zum Tanz. Ich spielte und spielte. Sie ließen mir keine Ruhe. Seit früh hatte ich nichts im Magen. Erst der stundenlange Marsch, das stundenlange Singen. Und spielen dazu. Es kam, wie es kommen mußte: Ich kippte, wie der Berliner sagt, ganz einfach aus den Latschen, fiel schlichtweg um. Damit war auch der Tanz zu Ende." Sagt er lakonisch. Und die Erinnerung zaubert ihm ein Lächeln ins Gesicht.

Horst Goldschmidt (Text)
Uwe Völkner (Foto)

Zusatzfoto: Menzel/privat

„... benötigen 15 m³ Lehm!“

Auskünfte für FREIE WELT gab Dipl.-Agr.-Ök. Ing.-Ök. Hann Rainer Texdorf, Direktor des Zirkus Aeros.

Bei Ihrer Berufsausbildung und langjährigen Praxis in der sozialistischen Landwirtschaft ist es recht überraschend, Ihnen als Zirkusdirektor zu begegnen...

Wieso? Als LPG-Vorsitzender leitete ich ebenso wie hier ein vielköpfiges Kollektiv; Bauern wie Zirkusleute schauen nach dem Wetter aus, sie haben mit Tieren zu tun und betreiben einen eigenen Fuhrpark.

Aber Zirkuskünstler sind doch Individualisten!

LPG-Bauern auf ihre Art auch. Naja, die Kostüme sind ein bißchen anders... Doch Spaß beiseite: Zirkus ist mein Jugendtraum.

Wie erfolgreich war das Gastspiel, das Aeros im Vorjahr für eine Saison in die Sowjetunion führte?

Zwischen den baltischen Republiken und der Schwarzmeerküste gaben wir 354 Vorstellungen für 949 466 zahlende Besucher, also von Anfang bis Ende volles Haus unterm Chapiteau, dem festen Zirkuszelt.

Gerät und Kleiderkoffer sind reisefertig verpackt – wieder heißt das Ziel: Sowjetunion. Kann man da von Tradition sprechen?

Einer langjährigen, die 1979 zwischen unserem Staatszirkus und dem sowjetischen SOJUSGOSZIRK auf vertragliche Grundlage gestellt wurde. Seitdem bespielen die „Betriebsteile“ Busch und Aeros im dreijährlichen Wechsel vor allem solche Orte in der UdSSR, die keinen festen Zirkusbau besitzen.

Einmal vom Trubel der letzten Tage abgesehen – wie sehen Sie der kommenden Tournee entgegen?

Erwartungsvoll nach der langen Winterpause; wir freuen uns auf das Wiedersehen mit unserem langjährigen Freund und Betreuer Valentin Dudnikow, „Begleitdirektor“ von SOJUSGOSZIRK.

Der ebnet Ihnen dort die Wege?

Er reist voraus von Ort zu Ort, dirigiert die Fahrzeuge, die unseren Fuhrpark verstärken, besorgt Fleisch für die Tiger, Zucker für die Bären (nicht Affen!). Valentin hat alles im Griff: Solcher Zirkusbedarf wie Späne für die Manege, Kohle für den Duschwagen ist überall pünktlich zur Stelle.

Wie hat das sowjetische Publikum Ihre Truppe aufgenommen?

Sehr herzlich – entsprechend dem Nord-Süd-Gefälle der Temperamente. Ähnlich wie bei uns in der DDR: An der Küste geben sich die Leute erst skeptisch-zurückhaltend; weiter südlich geht's munterer zu. In den südlichen Gebieten der Sowjetunion wurde unser Auftreten zum Volksfest. Jubel, Ovationen stehender Zuschauerreihen und: Blumen über Blumen. Wenn hierzulande ein Artist in der Saison drei, vier Sträuße bekommt, ist das schon reichlich, aber dort müssen manchmal die Requisiteure helfen, den Blumensegen für einen einzigen Auftritt fortzutragen.

Keine Tournee ohne Zwischenfälle...

Natürlich vergißt keiner, der dabei war, wie uns bei einem Orkan am Kaspischen Meer, im aserbaidshanischen Sumgait, das Zeltdach wegflog und wir danach eine Weile als Freiluftschausteller gastieren mußten... Nur wenige bekamen mit, warum der Güterzug mit uns auf einer Station in der Steppe stehenblieb. Aus ihren Käfigen waren zwei Löwen freigekommen und tollten nun im Bahnwaggon herum. Hanno Coldam hatte ganz schön zu tun, bis er die Ausreißer wieder hinter Gittern hatte, während wir den Stationsvorsteher mit einer nicht näher zu bezeichnenden Aufmerksamkeit dazu brachten, den Zug noch eine Weile festzuhalten.

Wo ist Tournee-Auftakt?

Im dagestanischen Derbent, einer uralten Stadt, romantisch wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht.

Dazu toi-toi-toi. Übrigens: Wozu brauchen Sie Lehm?

Um auf asphaltiertem Standort die Manege sicher zu betten. Also noch eine Verbindung zur Landwirtschaft.

Interview: Hans Frosch

Meister der Serie

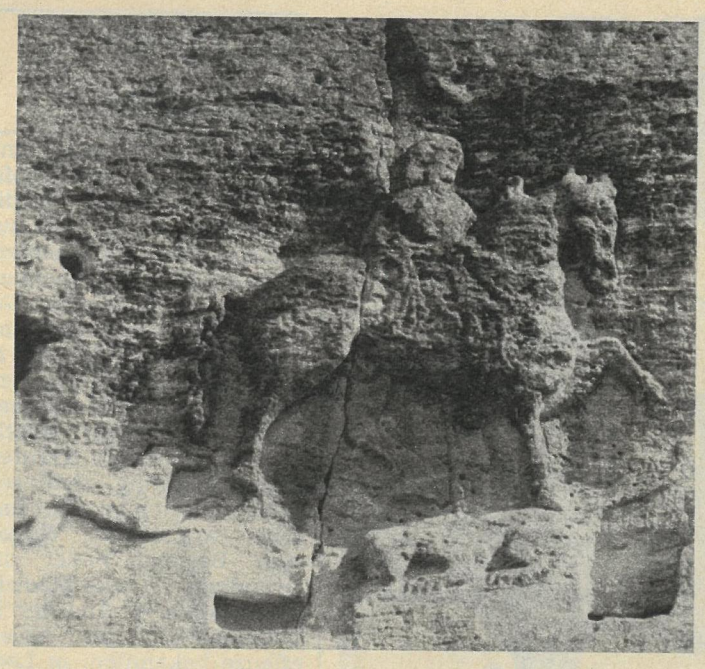
An neun Abenden flimmern nun auch im Adlershofer Fernsehen „Die Leute vom Großen Sattel“ über den Bildschirm. Die Einschaltquoten werden hoch sein, denn der geistige Vater dieser Serie ist DDR-weit bekannt und beliebt: Jaroslav Dietl, Verdienter Künstler der ČSSR. Am 22. Mai wäre er sechzig geworden. Grund genug, um an Leben und Werk des 1985 allzu früh Verstorbenen zu erinnern. Nach dem Abschluß des Gymnasiums und der Fachschule für Textilindustrie studierte er bis 1955 an der Filmakademie in Prag. Bereits damals veröffentlichte der künftige Dramaturg seine ersten Arbeiten: Erzählungen für den Rundfunk und die satirische Wochenzeitschrift „Dikobraz“, Sketche und kleine Komödien für das Fernsehen. Bei diesem Medium begann er als Dramaturg und war später dort Chefredakteur für literarische Dramaturgie. Mitte der sechziger Jahre wechselte er zum Filmstudio Barrandov über. Sein künstlerisches Schaffen war orientiert auf Theaterstücke, Fernseh- und Filmdrehbücher. 1958 machte er mit dem Lustspiel „Der unruhige Schmaus der Heiligen Katharina“ als Bühnenautor auf sich aufmerksam. Im selben Jahr debütierte er auch als Filmautor. Insgesamt schrieb Dietl Drehbücher zu siebzehn Filmen. Der größte Teil seines Schaffens jedoch war dem Fernsehen gewidmet. Für einen Kurzgeschichten-Zyklus, der auf der Grundlage von Sujets der Zuschauer gedreht wurde, schrieb er von 1973 bis 1980 insgesamt 168 Drehbücher. Das größte Echo beim Publikum nicht nur in der ČSSR, sondern weit über deren Grenzen hinaus, weckte sein Schaffen im Bereich der Fernsehserie. „Die Frau hinter dem Ladentisch“ und „Das Krankenhaus am Rande der Stadt“ fanden auch in der DDR ein Millionenpublikum. Sprach Jaroslav Dietl eigentlich zu Hause über seine Arbeit? Seine Frau Magdaléna: „Ununterbrochen, denn er war ein großer Erzähler. Darüber, was er schrieb, sprachen wir zu Hause, mit Freunden, oft wurden auch unsere Kinder in die Diskussion einbezogen. Er hatte große Pläne für die Zukunft.“ Sie blieben unerfüllt. Sein unerwarteter Tod vor vier Jahren setzte der Arbeit dieses bereits als Klassiker der Fernsehserie anerkannten Autors und Regisseurs ein Ende. – Unser Foto entstand anläßlich der Übergabe des Jubiläumspreises des ČSSR-Fernsehens 1978 für die Serie „Das Krankenhaus am Rande der Stadt“. Von links: Hauptdarsteller Ladislav Chudík (Chefarzt Dr. Sowa), Regisseur Jaroslav Dudek und Drehbuchautor Jaroslav Dietl.

Jan Drocár

Medizin im Mekongland

Symbol ihres Amtes sind mumifizierte Vogelköpfe. Doch sie bedeuten für die Medizinmänner in Laos nur Relikte alten Zeremonienzaubers. Die Repräsentanten des „traditionellen Gesundheitswesens“ im Land helfen, Betreuung auch in die entlegensten Gebiete zu bringen. Und sie verordnen ihren Patienten viel Nützliches: Gesammelte Kräuter, deren Wirkung sich seit Jahrhunderten bewährt hat. Eine armstarke Wurzel zum Beispiel bildet die Grundlage für eine Medizin gegen Malaria. Aus der in Mitteleuropa als Zierpflanze bekannten, in Laos als Baum wachsenden Schefflera gewinnt man ein appetitanregendes Tonikum. Die Arbeit der modernen Ärzte gilt vor allem der Verringerung der Kindersterblichkeit. So gehören Reihenuntersuchungen von Säuglingen und Kleinstkindern zu ihren Aufgaben. Umfangreiche Impfaktionen sorgten dafür, daß bereits 20 Prozent der Kinder unter elf Jahren vor Tetanus, Keuchhusten, Diphtherie, Poliomyelitis und Tuberkulose geschützt sind. Erste-Hilfe-Zirkel und Kosultationsstützpunkte für Schwangere sowie Ausbildung von Hebammen begleiten das Programm. So konnte die Kindersterblichkeit, auch wenn sie heute noch sehr hoch ist, doch schrittweise gesenkt werden. Wenn vor Errichtung der Volksmacht 1975 noch 200 von 1000 Kindern starben, sind es jetzt weniger als hundert. Dazu trug auch die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse bei. So liefern neu angelegte Brunnen sauberes Trinkwasser für mehr als 3 000 000 Laoten. Außerdem verfügt heute ein großer Teil dörflicher Haushalte über die notwendigen Bedingungen, um die „drei Hygieneregeln“ anzuwenden: „Sauber essen, sauber trinken, auf einen sauberen Körper achten.“ Zu den vielfältigen Bemühungen zählt auch die Vergrößerung der Anzahl der Mediziner. Über 30 Prozent studierten in der Sowjetunion, der DDR und in Ungarn. Dank dieser Hilfe verfügt das Mekongland gegenüber 90 Ärzten im ersten Jahr der Volksmacht jetzt über rund 800 diplomierte Mediziner. Ihnen zur Seite stehen 2600 sogenannte Hilfsärzte und 7400 Schwestern. Letztere kommen vor allem aus der Mongolei und anderen sozialistischen Ländern.

Manfred Radloff



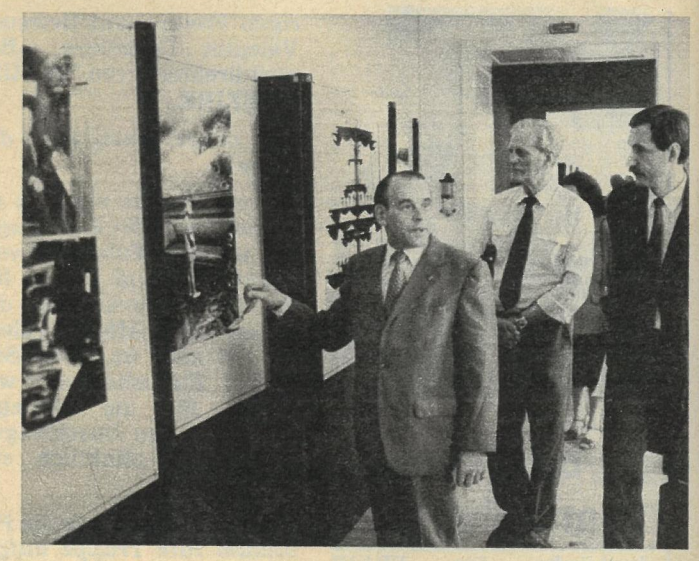
Droht Tod dem Reiter?

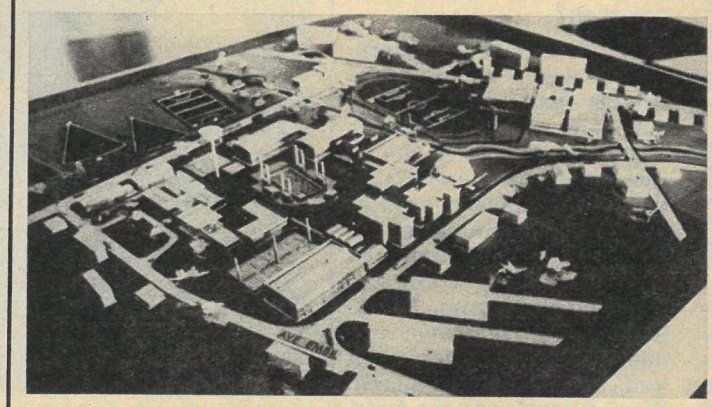
Seit Felix Kanitz, der österreichische Geograph und Reisende, bei einem seiner Streifzüge, die er in den 60er/70er Jahren des vorigen Jahrhunderts durchs alte Bulgarien unternahm, den „Reiter von Madara“ (wieder-)entdeckte, hat es um diesen Jahrzehnte hindurch mancherlei Deutungen und Spekulationen gegeben. Das Basrelief wurde in ferner Zeit von Meisterhand 23 Meter hoch über dem Fuß der mächtigen, genarbten Felswand, die den Anfang der die Landschaft terrassenartig überragenden Madara-Hochebene bildet, in den Sandstein gemeißelt. Es galt deshalb mal als thrakischer Fürst oder römischer Kaiser, mal als die Zeustochter und Jagdgöttin Artemis/Diana oder auch als der persische Eroberer-König Dareios. Für jede dieser Hypothesen wurden zwar einleuchtende Argumente ins Feld geführt, doch alle gingen lediglich von der dargestellten Szene aus: Sichtlich in der Pose eines Siegers hält der lebensgroße steinerne Reiter in der Rechten die Zügel des Rosses; seine Linke hebt einen bauchigen Gegenstand – vermutlich ein Horn. Zu Füßen des Pferdes liegt, vom Wurfspeer durchbohrt, ein Löwe, und ein springender Hund folgt Roß und Reiter hinterher. Als dann aber – im Jahre 1954 – Mitglieder einer 30köpfigen Akademie-Expedition erstmals zu dem Bildwerk in den Felsen hinaufstiegen, dort halbverwitterte Inschriften erkannten und entzifferten, gab es die bündige Antwort: „Der Reiter von Madara“ ist imposante, bildliche Würdigung des Bulgaren-Chans Tervel und dessen siegreichen Heerzuges nach Konstantinopel, wo er dem von Widersachern gestürzten byzantinischen Kaiser Justinian II. den Thron zurückeroberte, um danach gleichermaßen reichbeschenkt wie ruhmbeladen heimzukehren. Dieser in den Jahren 706/707 angebrachten Steinchronik fügten die beiden späteren Herrscher Kormissosch und Ormutag neue Epitaphe über eigene Ruhmestaten hinzu… Länger als zwölf Jahrhunderte schon prangt das Reiter-Relief von den Madara-Felsen, die unweit von Pliska, der ersten Bulgaren-Hauptstadt, liegen. Beschreibungen aus früheren Jahren bekunden, daß bereits vor Jahrzehnten deutliche Risse im Fels zu erkennen waren. Doch in jüngerer Zeit erweitern sich zwei dieser Felsriefen zu regelrecht „klaffenden“ Sprüngen. Dies bedeutet: Der „Reiter von Madara“, den die UNESCO zu einem der streng zu bewahrenden Kulturgüter der Menschheit erhoben hat, befindet sich in akuter Gefahr! Kann die durch Wind und Wetter verursachte, durch negative ökologische Einflüsse zweifellos noch verstärkte Erosion der Felsen nicht gestoppt, möglichst sogar weitgehend rückgängig gemacht werden – ja, sollten sich, was durchaus zu befürchten ist, die zu beiden Seiten des Bildwerks entstandenen Risse obendrein durch einen Querriß vereinen –, dann wird der Felsen mit dem Reiter unweigerlich abstürzen. Was kann Rettung bringen? Wiederverbindende Felseinspritzungen oder konservierender Überzug, sichernde Stahlanker am Fels oder schirmendes Verdeck? Nach der optimalen Variante wird intensiv gesucht, doch ist Eile dabei geboten…

Boris Koshucharow

Zeit-Zeugen

„Freunde und Partner“ im Objektiv der Kamera: Bilder aus einer nunmehr schon vier Jahrzehnte zählenden Zusammenarbeit. FREIE WELT-Reporter zeigen sie in einer Fotoausstellung der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft im Zentralen Haus der DSF, die später in weiteren Bezirken zu sehen sein wird. Ergänzt, wie auch in Berlin, durch Impressionen von Amateurfotografen. Geschichte und Geschichten, deren Reiz im Dokumentarischen liegt.





Meister-Modell

Modell einer Hafen- oder Industrieanlage? Es handelt sich vielmehr um Havannas Sportzentrum „Cerro Pelado“, das bis 1991 vollständig umgestaltet wird. Die Kubaner hoffen, daß ihre Sportler möglichst oft auf dem Siegerpodest stehen, wenn dort in zwei Jahren die Panamerikanischen Spiele stattfinden.

Pracht-Petr

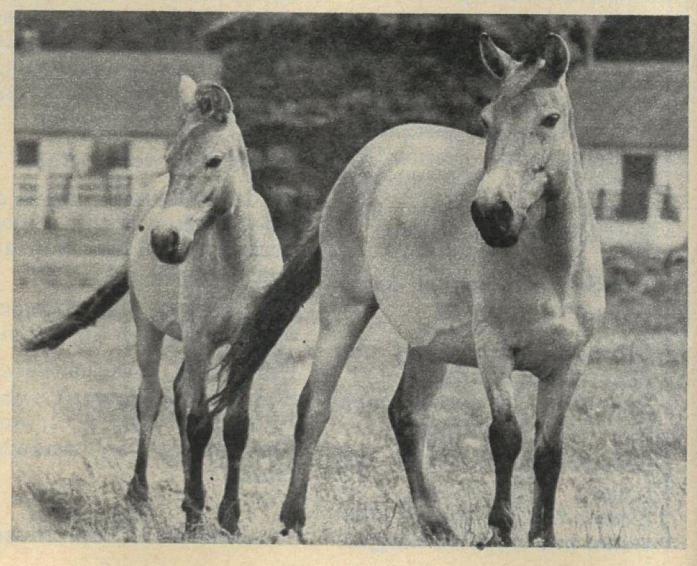
Der einzige Fachmann in der ČSSR, der sich auf die Restaurierung kostbarer Spiegel spezialisiert hat, ist Petr Foltyn aus Prag. Zur Zeit arbeitet er an einem Prunkstück aus dem 18. Jahrhundert, das Eigentum des Klosters Osek ist.

Gangway-Gala

Eine neue Uniform erhalten die Mitarbeiter der sowjetischen Zivilluftfahrtgesellschaft. Flott, flotter, Aeroflot – dachten sich die Modeschöpfer und entwarfen sportliche Garderobe, mit der die Bordbegleiter gern in die Luft gehen.

Roß-Register

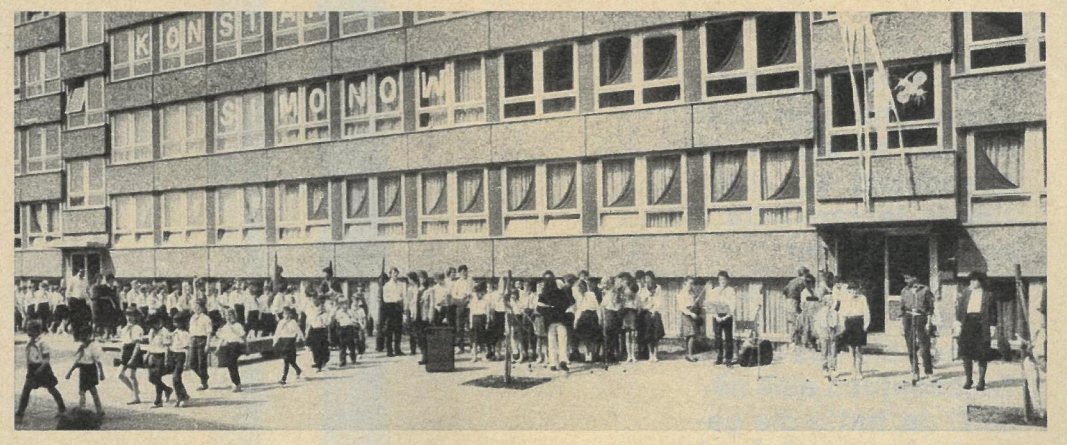
Der vom Menschen betreute Restbestand der Urwildpferde hat sich weiter vermehrt. Prager Zoologen – Zuchtbuchführer der Weltherde – melden unter dem 1. Januar 1988: 797 Exemplare (331 Hengste, 466 Stuten). 130 nachgezogenen Jungtieren stehen 60 Abgänge gegenüber. Sowohl in der Mongolischen Volksrepublik wie auch in der Volksrepublik China werden langfristig Vorbereitungen getroffen, das Przewalski-Pferd wieder in Freiheit auszusiedeln.



Wie ein Schuh draus wird

„FLOARE“ heißt Blume. Vielleicht präsentiert sich deshalb der Leitz-Ordner mit der Aufschrift „Hartha-Floare“ in so leuchtendem Gelb. Er steht im Aktenschrank von Wilfrid Hering, dem Betriebsdirektor des VEB Vereinigte Hausschuhwerke in Hartha bei Döbeln. „Floare“ ist der moldauische Partnerbetrieb in Bendery am Dnjestr. Man sagt, sowjetische Schuhhändler sollen Haus- oder Freizeitschuhe von dort schon von weitem erkennen, weil jeder Karton, bevor er das Werk verläßt, einen bunten Aufkleber mit den Farben und Symbolen der DDR und der Sowjetunion trägt. Die Geschichte von „Floare“ begann vor fünfzehn Jahren. Damals empfing Hartha die künftigen moldauischen Schuhmacher und weihte sie in die Geheimnisse der Produktion ein, lieferte Technik und Material und entsandte zum Aufbau des Werkes seine Fachleute nach Bendery. 1975 wurde dort die erste Sohle gegossen. Heute stellt „Floare“ jährlich neun Millionen Paar modische, farbenfreudige Haus- und Freizeitschuhe her, und trotz steigender Produktion ist die Nachfrage noch längst nicht zu befriedigen. Die langjährige deutsch-sowjetische Direktbeziehung bewährt sich nach wie vor bei der Zusammenarbeit und beim Erfahrungsaustausch. Wilfrid Hering blättert in dem gelben Ordner und bemerkt dabei, daß jährlich konkrete Pläne des Zusammenwirkens vereinbart und strikt realisiert werden. „Erst kürzlich waren wieder Kollegen von ‚Floare‘ bei uns. Wir tauschten Erfahrungen bei der Herstellung von Ersatzteilen für Maschinen und Anlagen wie auch von Schuhformen aus und sprachen über den rationellen Energieverbrauch in beiden Betrieben.“ Wilfrid Hering schließt den gelben Ordner. Er tut das mit der Geste eines Mannes, für den es selbstverständlich ist, daß die Gemeinsamkeit mit „Floare“, die übrigens auch in der bevorstehenden „Woche der DSF“ ihren Ausdruck finden wird, zum Nutzen beider Volkswirtschaften weiter wächst und gedeiht. Ebenso wie die Birke, die Harthaer Spezialisten einst vor dem Eingang des neuen Betriebes in Bendery pflanzten und die in so manchem gemeinsamen Gespräch eine Rolle spielt.

Erhard Römer



Simonow zum Anfassen

Am Sonntag stand es fest: Alle vier würden am Dienstag in Leipzig sein – Jekaterina, Maria, Alexandra, Alexej, die Kinder Konstantin Simonows. Vielbeschäftigte Leute, selbst Eltern von drei Mädchen und zwei Jungen, da mußten die Planung gut und die Umstände günstig sein. Der Anlaß war die Reise wert. Der 99. Oberschule im Leipziger Neubaugebiet Grünau sollte der Name ihres Vaters verliehen werden. Seit die 99. vor drei Jahren eröffnet wurde, haben sich die Schüler auf diesen Apriltag vorbereitet, sich mit Leben und Werk Konstantin Simonows (1915–1979) vertraut gemacht. Eine Menge Fotografien kannten sie schon, als Sohn Alexej, Filmregisseur und Gast der Leipziger Dokumentarfilmwoche, sie eines Tages besuchen kam. Da hielt sich die Begeisterung kaum in Grenzen: Der sieht ja aus wie sein Vater! Ein Simonow zum Anfassen, ihnen wurde eine Legende lebendig. Nun wollten sie alle Geschwister kennenlernen. Und stellten ihnen dann sympathische, wichtige Fragen: War Konstantin Simonow ein strenger Vater? Hatte er Kinder gern? Wen hatten die Kinder lieber, ihren Vater oder ihre Mutter? Zu manchen der Fragen hatten Simonows Kinder die Antworten selbst erst als Erwachsene gefunden. Berührendes Zeugnis ist ein schriftliches Nachdenken Alexejs, nachzulesen in einem jüngst erschienenen Band des Verlages Volk und Welt, der „Erinnerungen an Konstantin Simonow“ von ihm nahestehenden Menschen versammelt. Einen Brief des Vaters an den erwachsenen werdenden Sohn zitiert er: „... während sichtlicher Wagemut nebensächlich ist, ebenso wie Tollkühnheit, obwohl dafür auch manchmal ein Lob abfällt. Aber auch eine Sache, die ohne sonderliche Mutbeweise erledigt wird, ist eine getane Sache. Ein aus Waghalsigkeit eingerannter Schädel hingegen löst, wenn dadurch nicht einmal das Ziel erreicht wird, höchstens vorderhand Begeisterung aus, mehr nicht. Nun, mein Lieber, eile ich zum Schriftstellerverband, um dort zu verkünden, wie die jüngeren Kollegen zu schreiben haben, und Du setze hier bei mir inzwischen die Interpunktionszeichen und verbessere die grammatischen Fehler, ja?“ Daß alle Simonow-Kinder in Moskau wohnen, wußten die Leipziger Schüler schon, die Berufe der Schwestern erfragten sie bei dieser Gelegenheit. Maria ist Journalistin der „Sowjetskaja Kultura“; Jekaterina, die auch das Archiv des Vaters betreut, unterrichtet Studenten des Instituts für internationale Beziehungen in japanischer Geschichte; Alexandra ist Historikerin (Foto unten v. l. n. r., daneben Leonhard Kossuth, der langjährige Lektor Simonows bei Volk und Welt). „Vom Frontkorrespondenten im Großen Vaterländischen Krieg, vom Dichter des ‚Wart auf mich‘, vom Autor des ‚Man wird nicht als Soldat geboren‘ habt ihr schon viel erfahren“, sagte Alexej (Foto Mitte) den Pioniere und FDJlern. „Wir möchten, daß ihr auch vom privaten Simonow wißt, der unser Vater war, von seiner Fröhlichkeit. Wir kommen gern wieder zu euch.“

Constanze Treuber

● Gut gesagt

Wissenschaftler und Forscher kann man verehren, soll aber kein blinder Vollstrecker ihrer Ideen sein. Die soll man in der Praxis testen und den eigenen Verhältnissen anpassen. Erfahrung geht schließlich über Prominenz.

Arkadi Weprew, Leiter eines Sowchos in der RSFSR

● Am Rande

Fröhliche Urstand feierte die alte Bakuer Pferdebahn, deren bunte Wagen zwar nicht mehr auf Schienen, sondern auf Asphalt rollen, jedoch von Einwohnern und Touristen inmitten des modernen Verkehrs gern benutzt werden. – Ohne Hupe und Auspuff!

● Persönliches

Die Idee, in Budapest ein „Napoleon-Museum“ einzurichten, stammt von dem Innenarchitekten ANDRÁS HORVATH, der über eine reiche Kollektion wertvoller Erinnerungsstücke aus der Zeit der Französischen Revolution und der Napoleon-Ära verfügt. Im Juli soll Museumseröffnung sein.

Ein Heer von 2000 Zinnsoldaten entstand im Laufe der Jahre beim Restaurator des Kiewer Höhlenklosters, MICHAEL TICHNO. Jeder der 5,5 cm großen Figuren hat er selbst gegossen und bemalt.

Der Bulgare BAJ STOJAN hat zwanzig Jahre im Volkskunstensemble von Gabrowo Dudelsack, Hirtenflöte und Schalmei gespielt und unzählige Kinder ausgebildet. Seine Söhne reisen mit ihren Gruppen durch die Welt und fertigen sich noch heute ihre Hirtenflöten selbst an.

DR. FRANTISEK CHALUS aus Prag interessierte sich seit seiner Kindheit für Briefmarken mit Sportmotiven. Heute besitzt er eine der weltgrößten Sammlungen olympischer Embleme, Wimpel, Medaillen und Trophäen, die bereits in Lausanne und Söul ausgestellt wurden.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: H. R. Texdorf pr., Orbis Prag, FW-Auslandsdienst, ADN-ZB/Prensa Latina, TASS (2), ADN-ZB, V. Hohlfeld, N. Rükker (3); Vignette: D. Schüler

In der Pelzjacke, auf einem Moskauer Dach, erinnert sie sich an ein Abendkleid. Vor über vierzig Jahren hatte sie ihre Berliner Schneiderin gefragt: Ich habe wenig Stoff, können Sie aus einem Taschentuch eins nähen? Ja, hatte die gesagt, aber es wird sehr dekolletiert sein. Constanze Treuber (Text) und Volkmar Billeb (Fotos) besuchten Jewgenija Kazewa, Literaturwissenschaftlerin, Übersetzerin, drei Nachkriegsjahre lang sowjetischer Kulturoffizier in Berlin. Eine Frau, über die Peter Weiß in seinem Tagebuch schreibt: innere Verwandtschaft bei Menschen ...

...an fernsten Orten zu finden

Um ihr folgen zu können, ohne eine unglückliche Figur zu machen, muß ich unauffällig, aber konzentriert Schwung holen. Mit einer geschmeidigen Bewegung war sie durchs Fenster aufs Dach gestiegen. Gäste, denen sie etwas Schönes zeigen wolle, hatte sie gesagt, führe sie hierher. Aber nun habe sie selbst nur noch Gastrecht hier oben. Jahrzehntelang sind die großen Räume hinter den Fenstern Jewgenija Kazewa ein Zuhause gewesen. Sechs Meter hoch die Dekken, da kann man atmen, auch noch, wenn es einmal eng ums Herz wird. Viel Licht fällt herein, das tut dem Oleander gut, der in ihrer Pflege zu einem schönen Baum herangewachsen ist. Sein mustergültiger Zustand und die erfreuliche Anzahl der Blüten lassen erkennen, der Nachfolger im Amt oder eher wohl eine treue Seele unter den alten Vertrauten hat sich seiner angenommen.

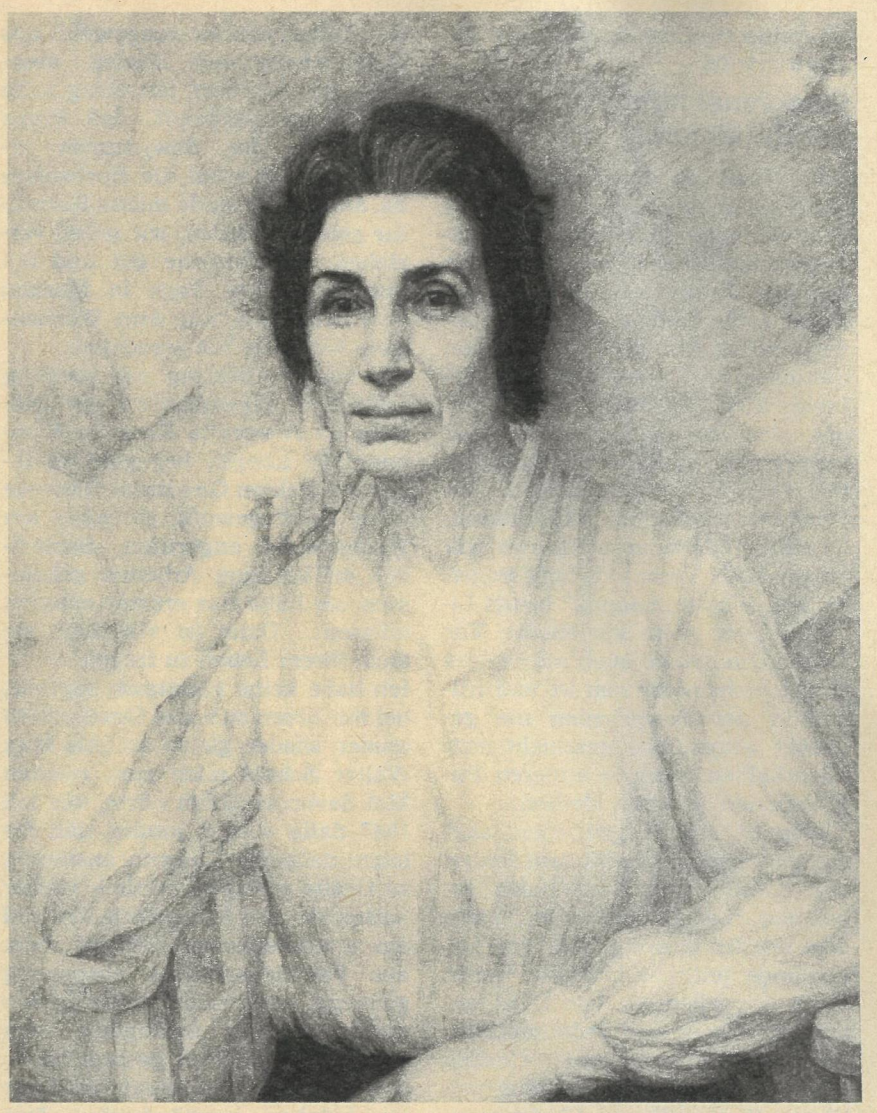
Das Haus, in dessen oberstem, zehnten, Stockwerk sich die Redaktion der Literaturzeitschrift „Woprossy Literatury“ eingerichtet hat, wurde in seinen besten Zeiten rechtens ein Hochhaus genannt. Neu war es irgendwann in den zwanziger, dreißiger Jahren, Jewgenija Kazewa hat das Baujahr einmal gewußt, nun aber gerade nicht parat. Es steht in einem Hof hinter der Gorkistraße. Gleich unten der Puschkinplatz, auf dem jetzt gebaut wird, das Dichterdenkmal steht als Treffpunkt vorläufig nicht zur Verfügung. Uns ist das Dach gerade hoch genug für einen wunderbaren Blick über ein oft beschriebenes altes Stück Moskau und dicht genug am Leben, dessen äußere Bewegtheit zumindest von hier gut zu beobachten ist.

... an fernsten Orten zu finden

Mit Bildhauer Jewgeni Wutschetitsch (im Bild links) und Hauptarchitekt Jakow Belopolski im Mai 1949 vor der Eröffnung des Treptower Ehrenmals (rechts)

Oranienburg 1947, internationale Pressekonferenz: ehemalige Angehörige eines deutschen Bataillons, die Verbrechen an der belorussischen Bevölkerung verübten, werden befragt (rechts).

Jewgenija Kazewa bei der Baltischen Rotbannerflotte (unten)



Der Frankfurter Maler Manfred Neumann porträtierte Jewgenija Kazewa 1988, ein Auftrag des Ministeriums für Kultur der DDR (oben). Mit Bernhard Kellermann 1948 bei der Rückkehr der ersten Nachkriegsdelegation deutscher Schriftsteller aus der Sowjetunion (unten)

Jewgenija Kazewa war vor wenigen Monaten noch verantwortlicher Sekretär der „Woprossy Literatury“, nun hat sie ein gleiches Amt in der Zeitschrift des Schriftstellerverbandes „Snamja“. Über die Gründe für den Wechsel nach zweiunddreißig Jahren spricht sie sachlich und knapp. Sie haben zu tun mit Haltung, ihre zeigt sie überall und jedermann. Wenn ein anderer sich einmal so und einmal anders verhält, kann Zusammenarbeit für sie schwierig werden.

Na, fragt sie, und war es nicht auch schmeichelhaft, von Chefredakteur Baklanow die Mitarbeit bei „Snamja“ angetragen zu bekommen? In solchen Zeiten, wo soviel Neues voranzubringen ist, und in meinen Jahren. Andere haben sich längst zur Ruhe gesetzt, ich lasse mich auf ein Abenteuer ein. Das Wort „verrückt“ spricht sie nicht aus, vielleicht setzt sie es nachdenklich, nur sehr leise vergnügt, für sich hinzu.

Im Haus an der Gorkistraße weiß sie Bescheid über manchen der früheren und der heutigen Bewohner, sie ist eingeweiht in die Tücken des Fahrstuhls und öffnet klemmende Türen mit dem nötigen Nachdruck. „Woprossy Literatury“ war ein Stück Familie, so nehmen sie die Freundinnen und alten Mitstreiter auch bei diesem Besuch auf. „Snamja“ wird das nicht mehr sein. Sich zu Hause zu fühlen braucht viel Zeit. In dieser Hinsicht, sagt sie, habe ich mich überschätzt. Es redet sich nur so leicht darüber.

Übereinstimmung ist da. Aber die Wärme fehlt.

Manchmal hilft der Zufall nach

Vom Spaß an der neuen Arbeit hatte sie schon erzählt, vorher, in dem viel engeren „Snamja"-Redaktionsstübchen. Die Zeitschrift ist in wenigen Jahren sehr populär geworden, die Auflage von zweihunderttausend auf fast eine Million gestiegen. Der verantwortliche Sekretär könnte genug zu tun haben mit den organisatorischen und technischen Angelegenheiten der Produktion einer Zeitschrift, mit Terminen, Setzerei, Korrekturen, Druckerei. Jewgenija Kazewa will immer auch Verantwortung tragen für den Inhalt. „Snamja" bringt Literatur. Vor allem sowjetische. Vor allem neue. Aber auch solche, die längst nicht mehr neu ist und früher in der Sowjetunion nie gedruckt wurde. Das geschieht jetzt allenthalben, auch in anderen Publikationen, anderen Medien.

Vieles ist anders geworden, sagt sie, und manchmal hilft dem Neuen der Zufall nach. Kam Baklanow aus dem Ausland zurück und hatte dort Günter Grass gehört: Die bedeutende deutsche Literatur werde heute vor allem in der DDR geschrieben, eine der bedeutendsten Schriftstellerinnen sei Christa Wolf. Ob es noch etwas gäbe von Christa Wolf, wollte der Chef wissen, das in der Sowjetunion nicht erschienen sei? Gewiß, hatte die Kazewa geantwortet, „Kindheitsmuster". Lange war die Veröffentlichung geplant, aber seinerzeit hatte die Autorin abgelehnt: Die Amerikaner machen Streichungen zur Bedingung, euch passen andere Stellen nicht, was bleibt da übrig? Jetzt wird der Roman ungekürzt in russischer Übersetzung als Buch und vorher bei „Snamja" herauskommen. Jewgenija Kazewa ist froh für Christa Wolf, die sie ihre Freundin nennt, wie sie auch Stephan Hermlin und Hermann Kant zu ihren Freunden zählt. Mehr sagt sie darüber nicht.

Ich habe keine Phantasie

Es ist gut, mit ihr zu reden, ihr gepflegtes Deutsch zu hören, das sie durch Sprechen, Lesen, Hören, durch kein anderes Studium, erlernt hat. Manchmal meine ich Sorge um meinen Auftrag zu spüren: Was gäbe es noch zu schreiben über sie, alles sei so oft erzählt, alles schon gedruckt. Nun, vielleicht beginnen Sie so... Sie ist dabei, sich den Kopf über meine Arbeit zu zerbrechen, sie will es mir leicht machen. Ich habe Glück, denke ich, fast aufs Jahr so alt zu sein wie die sehr geliebte Tochter Natascha, der sie Mutter und Freundin ist. Ich fühle mich gut aufgehoben.

Dabei hatte es mit einem kleinen Schrecken begonnen. Unsere erste Begegnung war kurz. Leider, gerade sei aus der Setzerei ein dicker Stapel Fahnenabzüge gekommen, der Kafka, von ihr ausgewählt aus Tagebüchern und Briefen, übersetzt, kommentiert, jahrelang habe sie darum gekämpft, daß Franz Kafka in der Sowjetunion erscheine, nun seien die Buchseiten da, am Wochenende müsse Korrektur gelesen werden, wir sollen verstehen. Ich verstehe gut und bin unruhig. Meine Tage in Moskau sind bemessen, mit dem Wochenende hatte ich fest gerechnet.

Als ich am Montag mit meinem schlechten Gewissen ob der Störung an Jewgenija Kazewas Wohnungstür klingle, begegnet es ihrem schlechten Gewissen. Hätte sie mein Hotel gewußt, sie hätte am Wochenende angerufen. Schließlich sei ich zum Arbeiten gekommen, sie hätte das ernster nehmen müssen... Dann ist viel Zeit, sie nach ihrem Leben zu fragen.

Ich habe keine Phantasie, sagt sie, bei mir hören sich alte Geschichten immer wieder gleich an. Als Max Walter Schulz mich zum zweiten Mal davon erzählen hörte, wie ich 1947 dafür sorgen mußte, daß die letzte deutsche Kaiserin anständig zu Grabe getragen werde – vorher hatten ihr der feine Stiefsohn und ein amerikanischer Offizier noch den Familienschmuck abspenstig gemacht, eine richtige Gaunerkomödie, die für Aufregung auch unter den Alliierten gesorgt hat – meinte er erstaunt, wenn nicht gar ein bißchen verständnislos: Das habe er doch haargenau so schon beim letzten Mal gehört.

Entweder-Oder gibt es nicht

Das Mädchen Shenja aus dem belorussischen Gomel, aufgewachsen in einer jüdischen Siedlung in der Ukraine, hatte sich 1937 an der Leningrader Universität als Studentin der russischen Philologie eingeschrieben. Zu Hause im Kolchos verdiente der Bruder für sie mit, das Stipendium war zu knapp. Im sechsten Semester heiratete sie einen Studenten der Geschichte und Philosophie, der trat bald seine erste Stelle in Mordwinien an. Endlich konnte der Bruder sagen, jetzt sorgt für euch selbst, jetzt will ich auch studieren. Im Sommer kam der Krieg. Am 22. Juni 1941, so war es verabredet, gleich nach der letzten Prüfung, würde Shenja zu ihrem Mann in die Ferien fahren. Da war er schon unterwegs zur Front. Er kam nicht zurück.

Die Universität wurde nach Saratow evakuiert, Shenja blieb in Leningrad, hielt Brandwache auf den Dächern bei Luftangriffen. Du bist Jüdin, gerade in die Partei eingetreten, sagte die Freundin, rings um Leningrad die Deutschen, bleib nicht hier. Über ihre Bewerbung zu einem Funkerkurs der Marine versprach ein Offizier nachzudenken. Sie ließ ihm nur wenige Tage Zeit: „Ich bin gekommen, Ihnen beim Nachdenken zu helfen." Schon zeitig hatte einer von ihr gesagt, ein Entweder-Oder gäbe es nicht für sie. Die ungeduldige Shenja wurde Matrose der Baltischen Rotbannerflotte. Bereit, auch mit dem Fallschirm hinter der Front abzuspringen. Doch bald bekam sie Schüler im belagerten Leningrad. Die ersten deutschen Kriegsgefangenen, die durch Antifa-Lager gegangen waren und auf sowjetischer Seite kämpfen wollten. Ich könnte nicht sagen, erinnert sie sich, was lächerlicher war, meine Fertigkeiten als Funkerin oder die kläglichen Reste des ohnehin nicht ernst zu nehmenden Schuldeutsch. So begann es mit mir und der deutschen Sprache. Ich bewahre noch Briefe und Gedichte auf, die mir die Soldaten schrieben, ehe sie an die Front gingen. Seit damals habe ich nicht mehr gewagt, sie zu lesen. Vielleicht sollte sie ein deutsches Museum bekommen.

1945 kam sie als Obermaat mit einem Schiff nach Deutschland. Die Demobilisierung 1946 traf Jewgenija Kazewa einmal unentschlossen, der Mann war gefallen, die Mutter gestorben, den Bruder hatte es nach Kirgisien verschlagen. Sie nahm das Angebot an, als Mitarbeiterin des Sowjetischen Nachrichtenbüros (SNB) in Berlin zu bleiben.

Zu Hause, wo war das

Einen ehemaligen Kulturoffizier nennt man sie heute. Das Wort, sagt sie, war damals noch nicht erfunden. Die Kulturoffiziere haben ein besonderes Kapitel der Geschichte der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland geschrieben, Namen wie Dymschiz und Tulpanow stehen dafür. Mit Vernunft, Bildung, Takt und Konsequenz halfen sie den Deutschen, zu ihrer alten Kultur zurückzufinden, langsam eine neue Kultur zu gewinnen.

Das SNB hatte die Aufgabe, die deutsche Bevölkerung über die deutsche Presse mit den Maßnahmen der SMAD vertraut zu machen. Die beste Nachricht, sagt Jewgenija Kazewa, die ich jemals weiterzuleiten hatte, war die von der Rückkehr der ersten Deutschen aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Als erste hat es meine Wirtin erfahren, die auf ihren Mann wartete, mitten in der Nacht habe ich sie geweckt.

Wichtig war es nicht nur zu erklären und zu helfen, wichtig war auch zu wissen, von welchen Dingen man nichts verstand, und sich in die nicht einzumischen. 1949 konnte Jewgenija Kazewa das Gefühl mit nach Hause nehmen, etwas Gutes auf den Weg gebracht zu haben. Und Kenntnisse der deutschen Sprache, die noch eine Rolle spielen würden.

Doch zu Hause, wo war das? Weil sie die Telefonnummer von Konstantin Simonow in der Tasche hatte, fuhr sie nach Moskau. Simonow nahm sie zu sich in die Redaktion „Nowy Mir". Später lernte sie dort auch Alexander Twardowski

... an fernsten Orten zu finden

als Chefredakteur schätzen. Twardowski und „Nowy Mir", sagt sie, das gehört zu den besten Kapiteln sowjetischer Literaturgeschichte. Der Chefredakteur hat sie nicht davor bewahren können, 1953 die Redaktion verlassen zu müssen. Eine jüdische Ärztegruppe war beschuldigt worden, „durch Anwendung schädlicher Behandlungsmethoden" das Leben führender Persönlichkeiten vorsätzlich gefährdet zu haben. Anlaß, eine Kampagne gegen jüdische Intellektuelle zu inszenieren. Erst nach Stalins Tod wurden die erfundenen Beschuldigungen zurückgenommen. Es sind auch bittere Erfahrungen, die Jewgenija Kazewas Charakter geprägt haben. Es stimmt nicht ganz, was einer der besten Freunde einmal wohlmeinend über sie schrieb: daß, wer sie kenne, ihr Freund sein müsse. Jedermanns Freund kann sie nicht sein. Erschüttert ist sie auch heute über jeden antisemitischen Ton. Nicht, weil sie Jüdin ist. Weil sie ein Mensch mit menschlichen Erfahrungen ist.

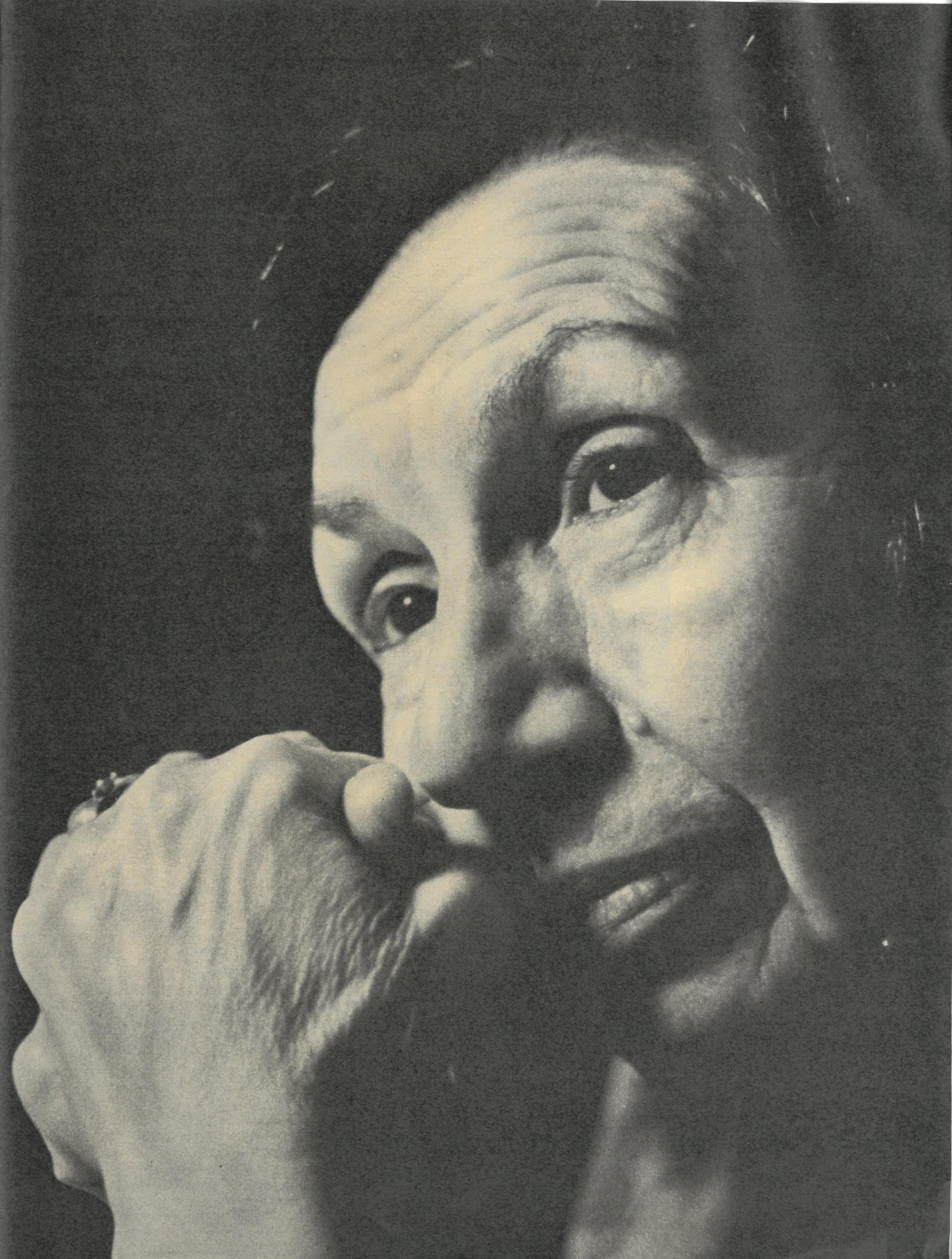
Freunde kommen in die Küche

Zu allem Deutschen hatte Jewgenija Kazewa in den ersten Moskauer Jahren zunächst den Kontakt verloren, sie hatte sich wieder einmal in einem neuen Leben einzurichten. Endgültig zur Germanistin machte sie Johannes R. Becher. Ich kannte ihn nur flüchtig aus Berlin, sagt sie. Wirklich kennengelernt habe ich ihn in den fünfziger Jahren in Moskau, als ich aus seiner „Verteidigung der Poesie" auswählte und übersetzte. Die erste literarische Arbeit.

Als Übersetzerin ist Jewgenija Kazewa heute Mitglied des sowjetischen Schriftstellerverbandes. Sie gilt als profunde Kennerin deutschsprachiger Literatur und sensible Mittlerin zwischen den Sprachen. Franz Kafka, Heinrich Böll, Max Frisch, Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Robert Musil, Peter Weiß, Günter de Bruyn hat sie übersetzt und herausgegeben. Einige sind ihr in langen Gesprächen, oft in ihrer kleinen Moskauer Küche, zu nahen Freunden geworden.

Schon vor Stunden hat das Telefon geklingelt, jetzt kann sie ihre Ungeduld nicht mehr zügeln. Die Druckerei hat angerufen, das erste Exemplar „ihres" Heinrich Böll, der von ihr ausgewählten und übersetzten Schriften, liegt für sie bereit. Dieses Gefühl, wieder ein neues Buch in den Händen zu halten.

Zusatzfotos: privat, Repro: Detlef Christel



Schon zweimal Olympiasieger wie auch Europameister und rundum der beste Hammerwerfer der Welt, fand Juri Sedych im Jahr '83 plötzlich seinen Meister. Der drei Jahre jüngere Sergej Litwinow nahm ihm zuerst den Weltrekord weg, dann auch den Weltmeistertitel. Seitdem sind diese beiden, ohne daß ihre Freundschaft Schaden nahm, sportliche Widersacher, wie sie im Buche stehn. Wurde Sedych 1986 mit dem sagenhaften Weltrekord von 86,74 m zum dritten Mal Europameister, so verteidigte Litwinow 1987 seinen Weltmeistertitel und holte sich ein Jahr später auch den Olympiasieg. Da nur diese zwei jemals die 86-m-Marke erreicht und sie sogar ein halbes dutzendmal übertroffen haben, sind sie seit Jahren in allen Belangen des Hammerwerfens die Herren im Haus.

Der 31jährige Hauptmann der Sowjetarmee Sergej Litwinow bewohnt im Stadtzentrum von Rostow am Don eine Vierzimmerwohnung. Nicht etwa, weil er auf großem Fuße lebt, sondern weil er sie braucht und sie einer sechsköpfigen Familie wie der seinen auch zusteht. Die Geschichte der Litwinows ist eine besondere Geschichte. Sie wäre von geringerer Empfindlichkeit, würde man nur der Vermutung nachgehen, daß es bislang wohl keinen noch aktiven Olympiasieger gab, der schon vier Kinder hatte. Es ist vielmehr eine Geschichte, die ein bißchen an die Josefine Baker erinnert, und die Litwinows legen Wert darauf, daß man sie, wenn überhaupt, genauso schlicht erzählt, wie sie vom Olympiasieger und seiner Frau Olga empfunden wird.

Olga, deren deutsche Vorfahren ausgangs des 18. Jahrhunderts an der Wolga siedelten, war in Rostow Gymnastin und wohnte deshalb im Sportinternat. Dort lernte sie den Leichtathleten Sergej Litwinow kennen, und wie's mit der Liebe so ist, machten sie zeitig Hochzeit, im zarten Alter von eben erst zwanzig. Nach sieben Jahren geduldigen Wartens und Hoffens wurde ihnen bewußt, daß Olga Mutterfreuden nicht beschieden waren. Der Sehnsucht nach einer Familie folgend, stellten sie in einem Kinderheim schüchterne Fragen, nahmen glückstrahlend Klein-Olga zu sich und adoptierten sie. In die Anfänge des schönen Lebens zu dritt platzte etwas Wundersames wie Wunderbares: Mutter Olga erwartete ein eigenes Baby. Also doch. Und da der stolze Papa feststellte, schon bei der Geburt sei die Ähnlichkeit seines Sohnes mit ihm unverkennbar, nannten sie ihn Sergej Litwinow jun. – Serjoscha.

Die Litwinows haben oft darüber gesprochen, wie es damals war, als sie ihre kleine Olga fanden. Und da beide – so hat es jemand beschrieben – „unendlich gutherzige und feinfühlige Menschen" sind, gingen sie eines Tages ein zweites Mal in das Heim. Wieder zu Hause, waren sie plötzlich zu sechst. Nun gehörten auch eine zweite Tochter, Angelika, und ein zweiter Sohn zur Familie: Vor kurzem erst aus der Geburtsklinik gekommen, wurde Jegor das Nesthäkchen im Sextett.

Dem Hammerwurf-Recken Litwinow wird nachgesagt, er vereine zweierlei in geradezu idealer Weise: Kraft und

Sergej Litwinow (UdSSR), Olympiasieger und zweimaliger Weltmeister im Hammerwerfen:

Ein Leben zu sechst

Güte. Er sei ein wunderbarer Vater, lobt ihn die für fremden Schmerz sehr empfindsame Mutter Olga. Alle Freizeit, und die ist knapp bemessen, gehört den Kindern. Und wenn sich der Vater schweren Herzens mal „losreißt“ vom ständigen Kümmern um sie, geht er leidenschaftlich gern zur Jagd. Aber nie mit Gewehr: „Ich habe keins und will auch keins haben. Den Wald erleben und seine Tiere, das ist es, was mich zur Jagd treibt, die für mich eigentlich gar keine ist ...“

★

Seit Juri Sedych 86,74 m geworfen hat und Sergej Litwinow im Training schon einen halben Meter weiter, wird sich unter den „Regelmachern“ der IAAF seelisch darauf vorbereitet, daß irgendwas geschehen muß, falls ein Hammerwerfer mal auf die Idee kommen sollte, die 90-m-Marke zu attackieren. „Um uns dann nicht ständig auf Nebenplätze zu verbannen, damit ja nichts passiert, wird man vielleicht die Kugel schwerer machen oder den Draht verkürzen“, sagt Sedych. „Aber bis dahin hat es noch eine Menge Zeit.“ Möglicherweise ist so etwas Sache einer neuen Generation, denn die drei momentan weltbesten Werfer sind nicht mehr die Jüngsten: Der „ukrainische“ Moskauer Sedych (Jahrgang 1955), der Rostower Litwinow (1958) und der Este Juri Tamm (1957). Aber sie können sich getrost an ihre Landsleute Romuald Klim und Anatoli Bondartschuk halten: Mit 36 wurde der eine Weltrekordler, der andere noch mal Olympiadritter!

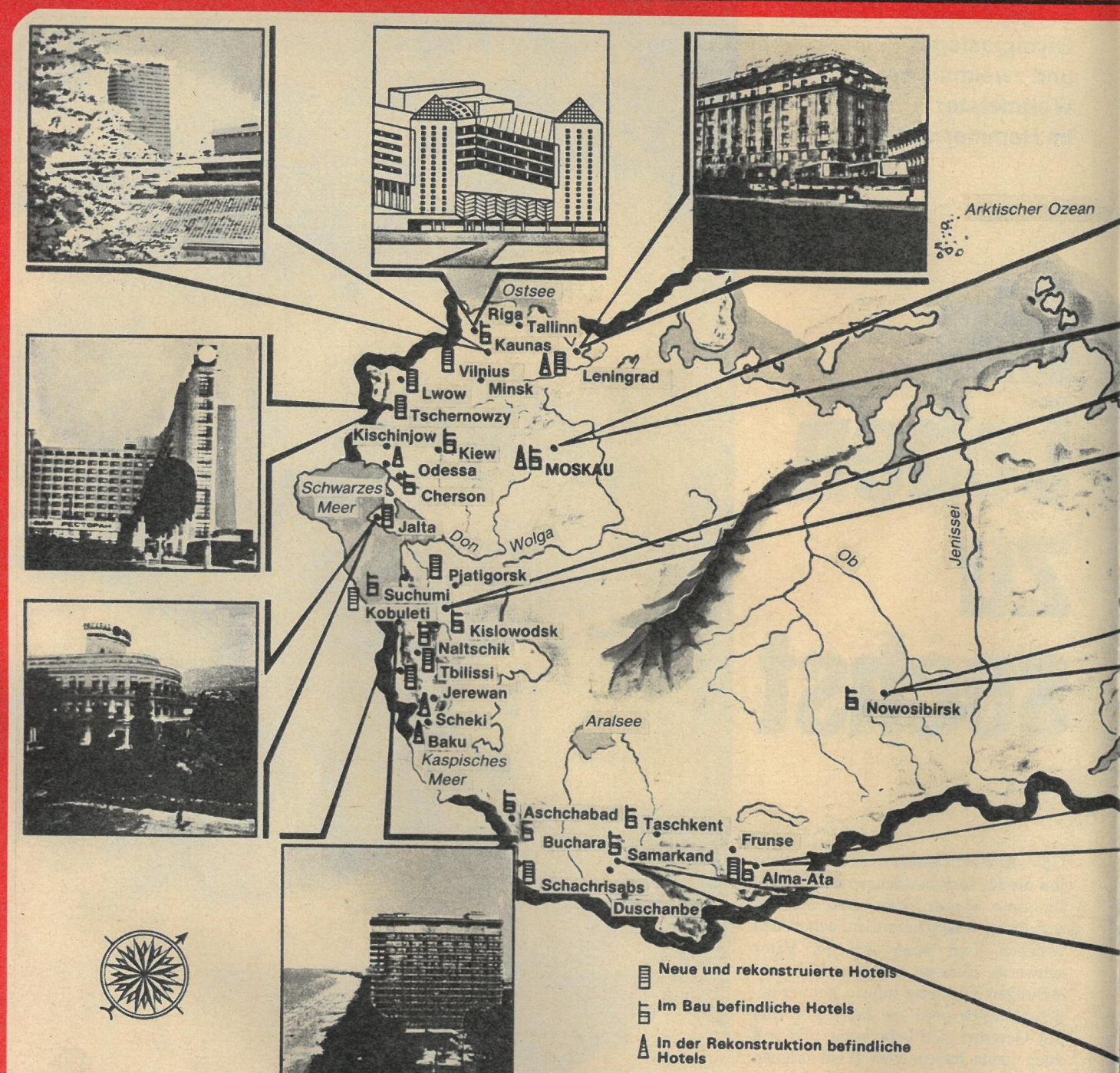
Hans Richard Vollbrecht, Leonid Schischkin

Fotos: Sergej Kiwrin, Peter Kroh.

FREIE WELT

FW-Mini-Chronik: 60 JAHRE INTOURIST

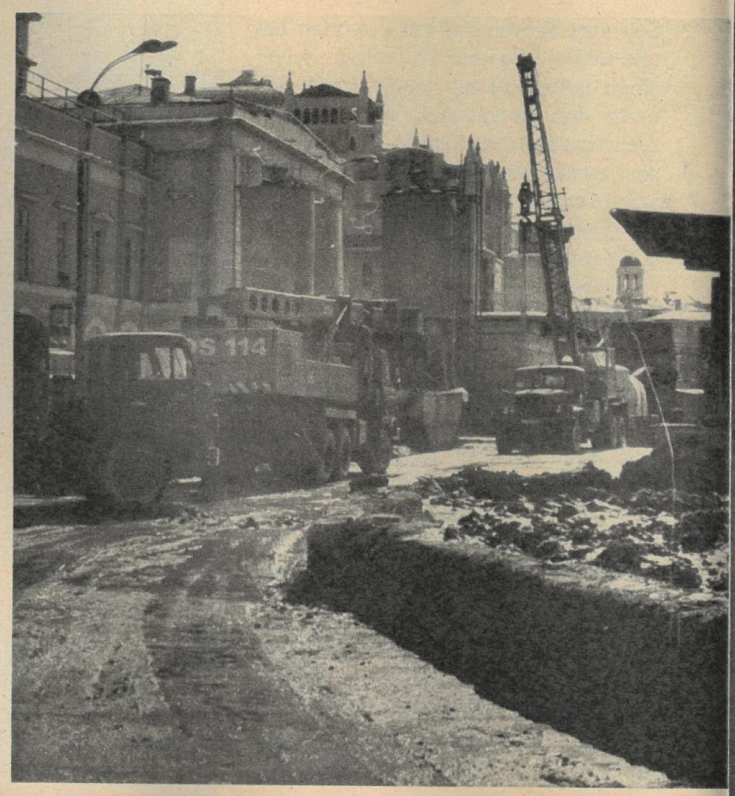
1929. Gründung der staatlichen Aktiengesellschaft INTOURIST.
1937. Der 100 000. ausländische Tourist wird empfangen.
1941– 1945. Betreuung des Personals der Missionen der Anti-Hitler-Koalition.
1956. Über eine halbe Million Ausländer besuchten die UdSSR. 560 000 Sowjetbürger reisten in 26 Staaten Europas und Asiens. Erste INTOURIST-Touren auf Wolga und Don.
1957. Erste Schwarz-Meer-Kreuzfahrten und Autoreisen bis in den Kaukasus für ausländische Touristen.
1964. INTOURIST lädt zu den Kunstfestivals wie „Russischer Winter" ein. Erste Kurreisen (Kaukasus).
1966. Über eine Million Touristen aus dem Ausland im Jahr.
1967. Im Jahr 50 nach dem Roten Oktober reisten Ausländer aus über 100 Staaten in die Sowjetunion.
1970. Lenins 100. Geburtstag. INTOURIST betreute rund 2 Millionen Auslandstouristen.
1977. Neue Verfassung der UdSSR. Artikel 41 schreibt die Weiterentwicklung des Tourismus zur Erholung für die Werktätigen fest.
1979. INTOURIST (50) unterhält Geschäftsbeziehungen mit nunmehr 700 ausländischen Reisebüros, Organisationen und Verkehrsgesellschaften.
1980. Das Organisationskomitee der Olympischen Spiele beruft INTOURIST zum Generalagenten für Olympia-Reisen.
1983. Susdal wird in Anerkennung denkmalpflegerischer und touristischer Leistungen der FIJET-Publizistenpreis „Goldener Apfel" verliehen.
1988. INTOURIST erschließt Jakutien. Erste Kreuzfahrt mit US-Touristen auf der Lena. INTOURIST-Jahresstatistik: Über 2 Millionen Touristen reisten in die UdSSR, rund 600 000 sowjetische INTOURISTEN ins Ausland.



Bau-Boom

Baufachleute und Kletterkräne läuten das siebente Jahrzehnt bei INTOURIST ein. Überall, wohin man schaut – bei INTOURIST wird aufgebaut. Etwas näher hingeschaut hat für FREIE WELT Natalja Kammerer, Abteilungsleiterin in der Zeitschrift „Reise in die UdSSR". Bitte, Natascha, Sie haben das Wort...

Über 100 Hotels, Motels und Camps nennt INTOURIST sein eigen. Doch das reicht heute nicht mehr aus. Darum müssen wir bauen, bauen und nochmals bauen. Das INTOURIST-Hotelprogramm sieht zunächst die Errichtung bzw. Rekonstruktion von über 30 neuen und alten Objekten in den verschiedenen Landesregionen vor. Die Realisierung dieses Programms ist ein wichtiger Schritt, um die touristischen Möglichkeiten, über die unser Land potentiell verfügt, weiter zu erschließen. In den nächsten drei bis vier Jahren soll eine Hotelkapazität von 25 000 Betten geschaffen werden. Vorrang haben die Touristenzentren Moskau, Leningrad und Städte Mittelasiens. In Moskau ist der Bau von vier neuen Häusern, darunter das moderne Großhotel „Berlin", und die Rekonstruktion von zwei alten Bauten – das „Metropol" mit 850 und das „Savoy" mit 150 Plätzen – in vollem Gange. Erbaut zu Beginn unseres Jahrhunderts, gelten letztere als historische und architektonische Denkmäler der Hauptstadt. Bei aller Modernität, die man von Hotels der heutigen Zeit fordert, werden



Fotos: L. Anisimow, V. Hempel (2); Grafik: „Reise in die UdSSR"; Redaktion: Volker Hempel.

DDR: Partner Nr. 1

Aus aller Welt kamen sie nach Moskau: Reisebürochefs, Werbeagenten, Aviavertreter, Journalisten. INTOURIST hatte im Vorfeld seines 60. Gründungstages zur II. Internationalen Tourismus-Börse und zur 1. INTER-Ausstellung „Tour-Industrija" eingeladen. Bolschoi-Ballett, Cocktails, Empfänge... Natürlich wurde gefeiert, vor allem jedoch gearbeitet. Verträge kamen unter Dach und Fach. Jubiläum im neuen Stil. FREIE WELT zählte zu den Gratulanten und sprach mit dem Vorstandsvorsitzenden der Allunions-Aktiengesellschaft INTOURIST, Igor Konowalow (Foto unten).

Sind Sie mit der Börse zufrieden?

Sie zeitigte positive Resultate. 1987, als wir die Börse zum ersten Mal veranstalteten, waren über 700 Experten aus mehr als 50 Ländern gekommen. Dieses Mal reisten doppelt so viele Teilnehmer an.

Das „Börsenfieber" weist auf ein Anwachsen des Touristenstroms in die UdSSR hin...

Der Reiseverkehr entwickelt sich dynamisch. In beiden Richtungen. Reisebestellungen in großer Zahl erhalten wir von allen Kontinenten.

Zum Beispiel?

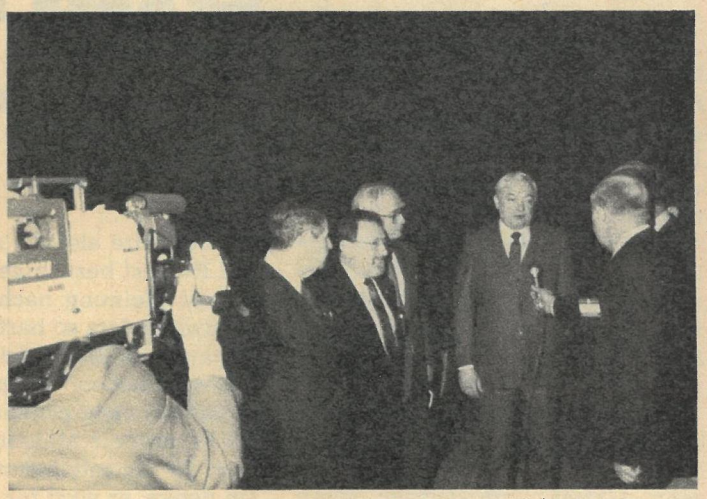
Aus den USA. In den letzten fünf Jahren besuchten uns rund achtzigtausend amerikanische Touristen.

Unter den Jubiläumsgästen trafen wir auch den Generaldirektor des Reisebüros der DDR, Horst Dannat. Hatten Sie mit ihm erfolgreiche Gespräche?

Ja, wir arbeiten gut zusammen. Die DDR ist ein zuverlässiger Partner. Über zweihunderttausend Touristen aus Ihrem Land reisen in diesem Jahr in die Sowjetunion. Die DDR ist nach wie vor unser Spitzenreiter.

Läuft alles so glatt ab, wie es sich anhört?

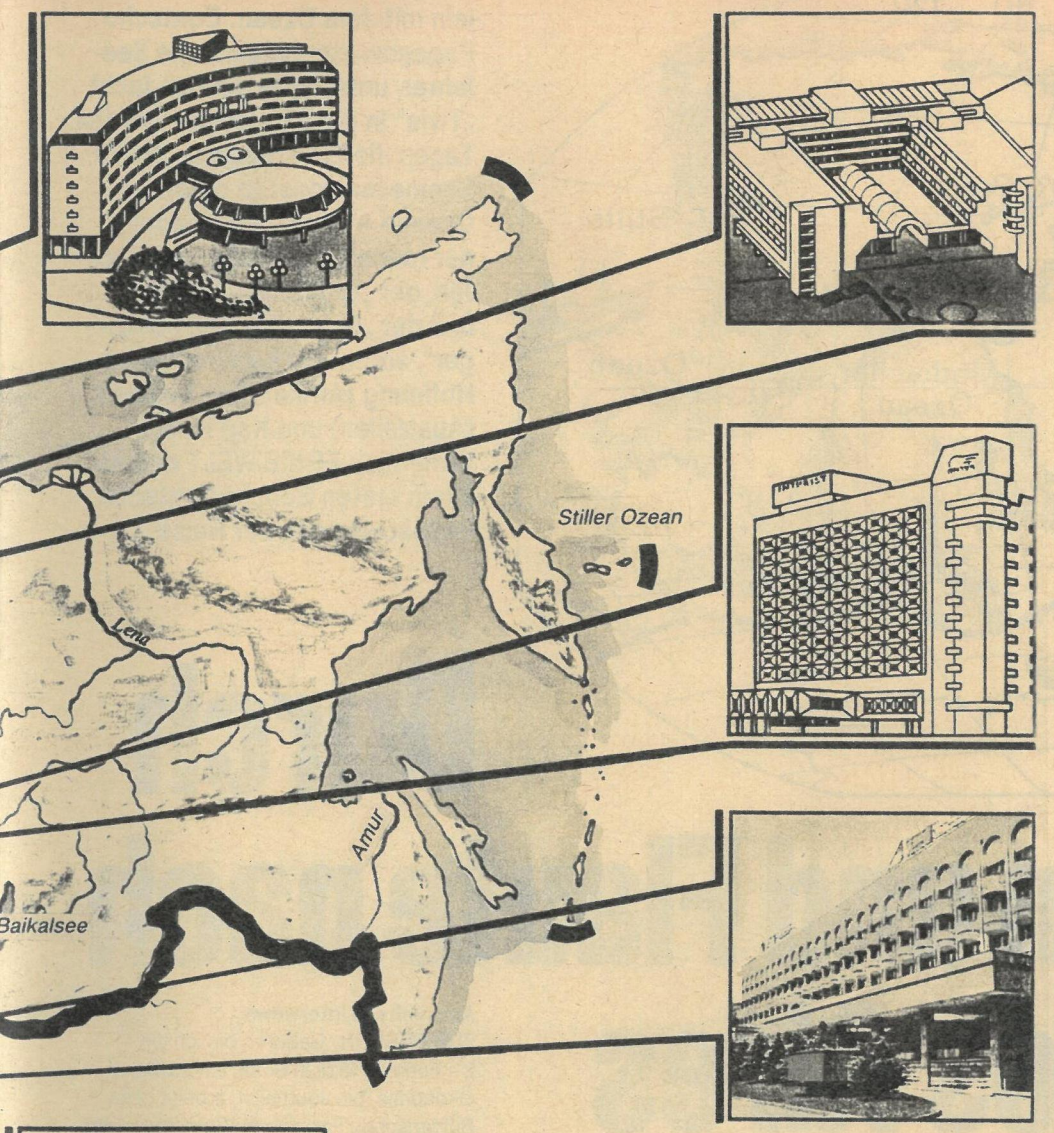
Nein, leider nicht. Manchmal kommt es bedauerlicherweise zu verschiedenen kurzfristigen Änderungen. Die Verbesserung der touristischen Planung und Betreuung ist wesentlicher Bestandteil zweier grundlegenden Programme, die INTOURIST gegenwärtig realisiert: das Hotel-Bauprogramm und das Programm QUALITÄT, dessen hauptsächlicher Akzent auf der qualifizierten Aus- und Weiterbildung unseres gesamten Personals in allen Unionsrepubliken liegt.

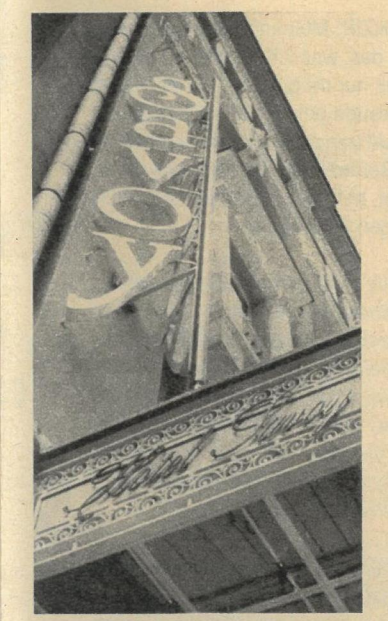


INTOURIST bemüht sich bekanntlich darum, ständig neue Reiseziele zu erschließen. Aber Wünsche haben Flügel... Mancher Tourist würde am liebsten auf den Gipfeln des Pamir herumklettern...

Mir ist klar, was Sie meinen. Doch ehe eine neue Route eröffnet werden kann, bedarf es umfangreicher Vorbereitungen. INTOURIST ist für das Wohl aller Gäste verantwortlich. Im kommenden Monat heißen wir die ersten DDR-Touristen zur Kreuzfahrt auf der Lena willkommen, zu einer neuen Tour, die erst im vorigen Jahr gestartet wurde. Übrigens, das Schiff war sofort ausverkauft ...

Interview: Volker Hempel

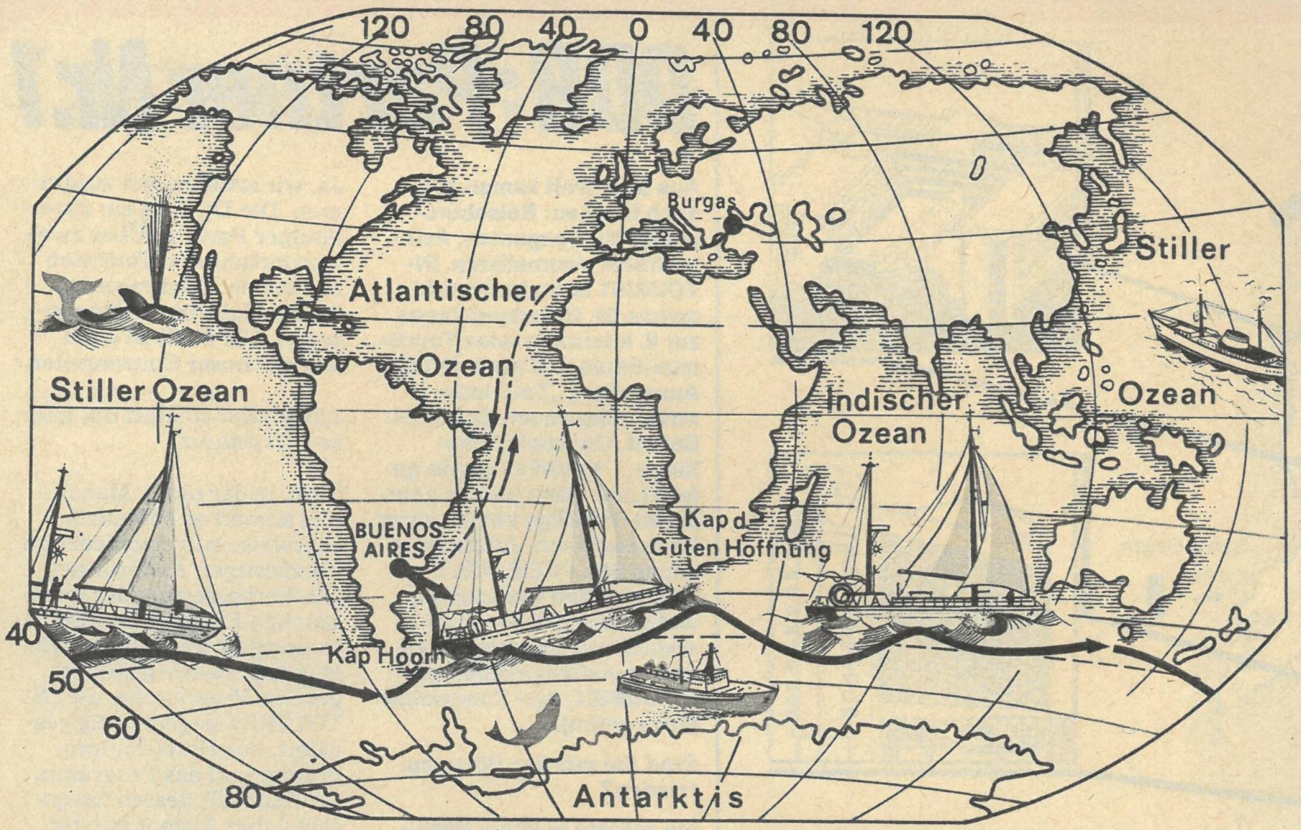




Moskau mittendrin: Die Hotels „Metropol" und „Savoy" (ehemals „Berlin") werden rekonstruiert. Die Übergabe steht bevor.

In sein siebentes Jahrzehnt geht INTOURIST mit einem umfangreichen Hotel-Bauprogramm

diese beiden Prachtbauten mit viel Liebe und großem Aufwand im alten Stil wiedererrichtet. Das „Savoy" wird neuerdings von einem sowjetisch-finnischen Gemeinschaftsunternehmen betrieben. Sogenannte Joint Ventures sind eine neue Form beiderseits nützlicher Zusammenarbeit, die INTOURIST im Interesse des touristischen Aufschwungs in der Sowjetunion experimentiert. Auch mit Schweden gibt es bereits eine solche Kooperation. Gemeinsam rekonstruieren wir das altehrwürdige Leningrader Hotel „Europa" (410 Plätze). In der Stadt an der Newa steht auch die Wiedereröffnung des alten „Astoria" (800 Plätze) im neuen Glanz bevor... Es würde ein langer Artikel werden, liebe Leser, sollte ich Ihnen alle neu zu bauenden oder zu rekonstruierenden Hotels auf einmal vorstellen. Nach und nach wollen wir das gern tun. Denn es kann sein, daß Sie in dem einen oder anderen Haus Logis nehmen werden. Für jene, die „Exotik" lieben, noch zwei Tips, die unsere Grafik (oben) nicht verrät: In Buchara richtet INTOURIST im Gebäude einer ehemaligen Medrese und in Scheki in einer mittelalterlichen Karawanserei neue Hotels ein. Gute Reise und herzlich willkommen!



Ein Mann allein auf der Jacht, allein mit dem Ozean: Dontscho Papasow, der bulgarische Seefahrer, umsegelte mit der Jacht „Tivia" in der Rekordzeit von 164 Tagen die Erde. Segelte 18 000 Seemeilen nonstop durch drei Ozeane – in den Seeregionen der rauhen, tückischen Südbreiten, der „Brüllenden Vierziger" und der „Schrecklichen Fünfziger", vorbei am Kap der Guten Hoffnung (Afrika), Kap Leeuwin (Australien) und Kap Hoorn (Amerika). FREIE WELT druckt einen ersten Bericht Dontscho Papasows nach der Reise...

Durch Sturm und Flaute nach Buenos Aires

Meine Idee, die Erde zu umsegeln, vorbei an den Südzipfeln Afrikas, Australiens und Amerikas, also ständig südlich des 40. Breitengrades, ist eigentlich recht alt. Sie wurde vor fast zwanzig Jahren geboren. Schon bei meiner ersten Seereise habe ich von Kap Hoorn geträumt...

Eine Seereise beginnt, wie alles andere, mit den Vorbereitungen, in die man viel Nerven und Emotionen investiert. Doch allmählich gelangt man dabei auch zu der Überzeugung, daß es viele gute, gewissenhafte Leute gibt, die einem helfen; sie helfen nicht nur materiell, sie übernehmen auch Verantwortung. Heutzutage ist vieles leichter als früher, weil weitaus mehr Menschen dazu bereit sind. Vor fünfzehn Jahren zum Beispiel war's bei weitem schwerer (Dontscho Papasow bereitete seinerzeit seine Atlantik-Überquerung im Rettungsboot „Ju" vor – d. Red.), denn so mancher ging der Verantwortung lieber aus dem Wege. Zwar hatten Metodi und ich auch diesmal noch viel Laufereien, aber dann war es endlich soweit: Wir beluden die „Tivia", man verabschiedete uns am Kai von Sosopol, und wir stachen in See.

Metodi, der mich zum Ausgangshafen meiner Weltumseglung, Buenos Aires, begleitete, sollte auf der Reise nach Argentinien zwei Missionen erfüllen: erstens einen Film über diesen Seetörn drehen und zweitens mir an Bord helfen, damit mich die 9000 Seemeilen lange Überfahrt nicht zu sehr ermüdete und ich mein Vorhaben, als Einhandsegler um die Welt zu fahren, mit relativ frischen Kräften beginnen konnte.

Wir beide haben vieles gemeinsam. Beide lieben wir es, extreme Situationen zu meistern, uns mit der Natur auseinanderzusetzen (Metodi Sawow hatte als 152. Alpinist 1984 den Everest bezwungen – d. Red.). Meiner Meinung nach gibt es nirgendwo anders so harte Prüfungen wie auf dem Meer und im Gebirge. Deshalb haben Bergsteigen und Seefahren viele gemeinsame Züge. Ich bewundere Metodis Willen und Mut. Er ist intelligent und ruhig. Ich denke, er wird für mich ein genauso idealer Partner sein wie meine Ju (Kosename für Julia, Dontschos Frau – d. Red.). Es erwies sich schließlich auch, daß ein guter Alpinist ebenso ein guter Segler sein kann.

Wenn ich überlege, dann meine ich, daß mich insbesondere die gemeinsame Reise mit Metodi – der zum erstenmal eine solche Fahrt unternahm – dazu brachte, in Gedanken das Segeln mit anderen Arten des Sports zu vergleichen. Jeder Spitzensportler ordnet seinen Tagesablauf dem Training unter – Trainer, Ärzte und Psychologen unterstützen ihn, und alles geschieht um des einen Zieles willen: Er muß in dem Moment Bestleistungen vollbringen, wenn er sich in Höchstform befindet. Natürlich, das ist klar, unterschätze ich die Leistungen unserer großen Sportler keinesfalls – im Gegenteil, ich bewundere sie. Und dennoch, so denke ich, besteht zwischen den Sportlern der anderen Disziplinen und den Seglern ein bemerkenswerter Unterschied: Die Höchstleistungen bei Springern oder Läufern beispielsweise werden binnen Sekunden oder Minuten erbracht, bei Marathonläufern innerhalb von Stunden, bei Bergsteigern während einiger Tage. Auf der Jacht indessen muß der menschliche Organismus über eine viel längere Zeit hinweg in solcher spezifischen Leistungsform sein. Die Segler müssen zeigen, was sie können, wenn sie nicht geschlafen, nicht gegessen haben, wenn sie erschöpft sind und dabei gegen die Naturgewalten – Sturm und Wogen – anzukämpfen haben. Vielleicht hat mir eben dies erst richtig zu verstehen gegeben, was es heißt, auf See Rekorde zu erzielen.

Das geschieht in einem Zustand von Besessenheit. Darum sind, nach meiner Überzeugung, Rekorde auf dem Meer von eigener Art: Das Meer ist etwas Besonderes, man kann es nicht besiegen. Es ist stets stärker als der Mensch, ist unbesiegbar. Man kann sich dem Meer nur anpassen, nach Wegen und Mitteln suchen, um zu bestehen. Bei gutem Wetter strahlt die See Ruhe aus, aber ausgerechnet dann, wenn man gerade selber ein wenig zur Ruhe gekommen ist, schlägt das Wetter plötzlich um, und man ist gezwungen, sich äußerst schnell zu mobilisieren. Vielfach muß man unerhört rasch reagieren, um eine Havarie zu verhindern. Das Wichtigste für einen Seg-

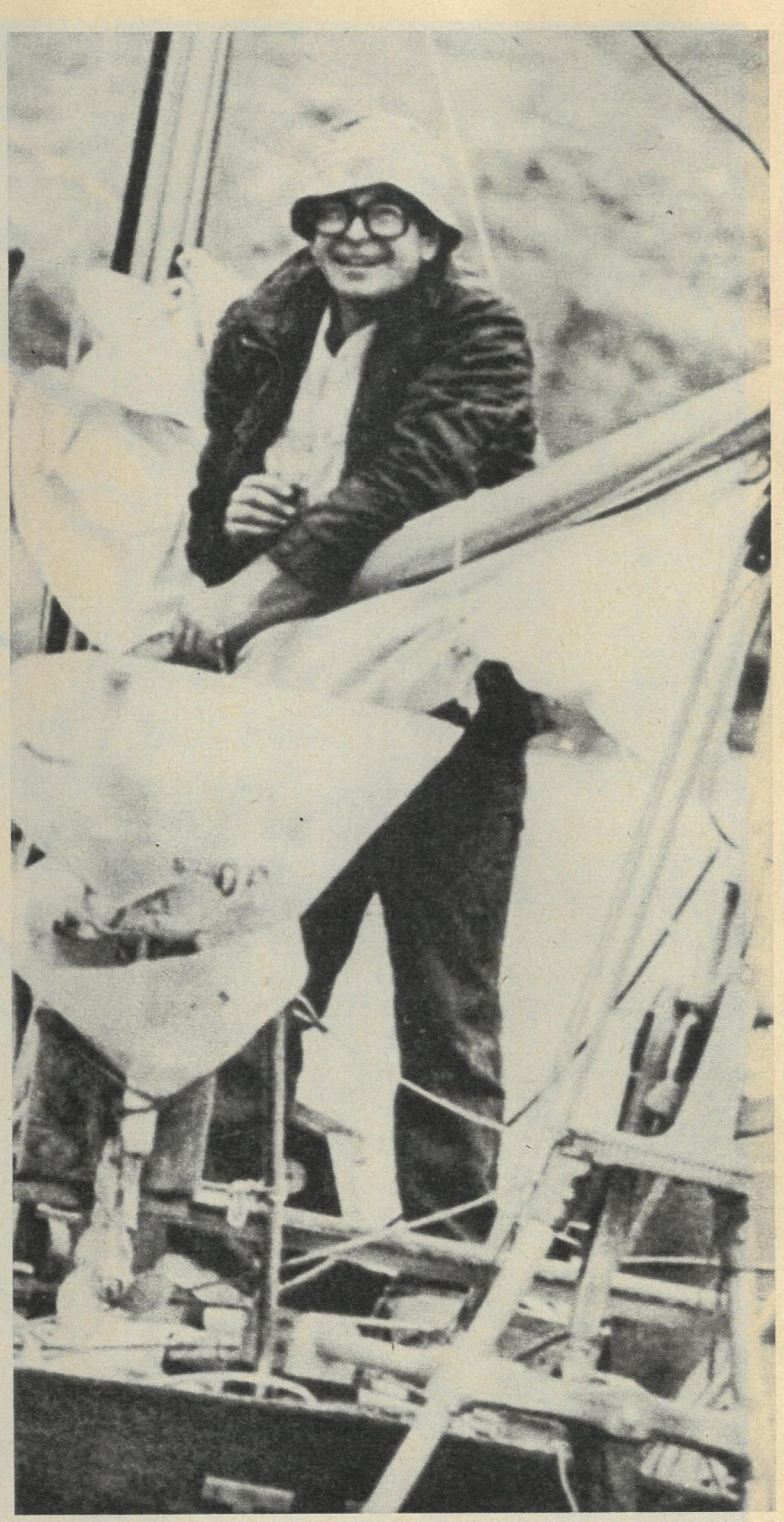
Auskünfte in Interviews

ZUR PERSON: Geboren bin ich am 21. Februar 1939 in Sofia; ich studierte Ökonomie, bin Journalist, arbeite beim Bulgarischen Fernsehen. Gemeinsam mit meiner Frau Julia unternahm ich vier See-Expeditionen: im Rettungsboot „Ju" über das Schwarze Meer, dann über den Atlantik, später über den Pazifik, schließlich mit der „Tivia", auf der Route durch den Panamakanal, rund um die Welt; bei der letzten Reise begleitete uns Jana, unsere seinerzeit fünfjährige Tochter(siehe FW 24–26/1981). Ich habe zehn große Fahrten hinter mir, 92 000 Seemeilen ohne Havarie zurückgelegt.

SEIN PRINZIP: Meinen Lebenssinn sehe ich darin, das, was ich mache, so gut zu tun, wie es nur möglich ist. Bis jetzt ist mir das zur Freude gelungen... Wichtig ist das Bewußtsein einer gut vollbrachten Arbeit, die Befriedigung darüber, die dir das Recht gibt, mit reinem Herzen den Leuten in die Augen zu schauen.

ZUR „TIVIA": Obwohl sie erst vor zehn Jahren gebaut wurde, beruht sie als Typ und im Design auf einer Grundkonstruktion, die beinahe vor fünf Jahrzehnten entstanden war. Die „Tivia" hat nunmehr über 70 000 Seemeilen „auf dem Kiel", doch ungeachtet der gegenwärtigen Ausbesserungen kann man mit ihr jeder Zeit aufs neue die Welt umsegeln.

SEIN REISEBUCH: Es ist nicht leicht, in die Verlagspläne hineinzukommen. Dennoch, ich bin freundschaftlich verbunden mit dem Verlag „Narodno Mladesh", wo ich drei Bücher über unsere vorherigen Reisen herausgebracht habe, und ich hoffe, daß auch das vierte recht bald erscheinen wird.



Dontscho Papasow an Bord der „Tivia“ in Sosopol – und mit sowjetischen Matrosen auf den Kanarischen Inseln (unten).

ler sind die Psyche – und der Reflex. Fehlt eines von beidem, dann ist es schwierig...

Metodi und ich waren uns darin einig, daß wir bei der Vorbereitung zur Reise keinerlei gravierende Fehler begangen hatten. Später mußten wir allerdings erkennen, daß uns doch ein solcher unterlaufen war: die Wahl des Motors. Weil sich uns keine andere Möglichkeit geboten hatte, nahmen wir den Motor eines Kälteaggregats von einem Kühl-Fernlaster sowie die Hydraulik von einer Erntekombine – und bauten sie ein. Aber schon am zwanzigsten Tag der Überfahrt begannen beide zu bocken. Der Motor fiel immer öfter aus, bis er zuletzt ganz den Dienst versagte. Folglich mußten wir unterwegs mehrere Häfen ohne Motorkraft anlaufen. Vor einem Jahrhundert wäre das sogar bravourös gewesen, unter Segeln in den Hafen zu manövrieren und dabei sein Können zu demonstrieren. Doch sowas gehört schon längst der Vergangenheit an. Heute laufen unentwegt viele Schiffe in die Häfen ein und von ihnen aus. Große Schiffe nehmen einem den Wind aus den Segeln – und man ist manövrierunfähig. Fordert man einen Lotsen an, was üblich ist, muß man eine ähnliche Gebühr bezahlen wie für ein beliebig größeres Schiff. Das wäre am Ende teurer geworden als ein neuer Motor! Wir haben kein einziges Mal einen Lotsen in Anspruch genommen. Wohl gab es deswegen mancherlei Scherereien, aber irgendwie wanden wir uns immer raus.

Auf den Kapverdischen Inseln, wo sich Basen der Ozeanfischerei befinden (Hauptort und -hafen ist Praia, auf der Insel Santiago – d. Red.), sollten wir für die Jacht einen neuen Mast in Empfang nehmen, der von Electroimpex in Großbritannien bestellt worden war. Wir warteten einige Tage, bis wir die enttäuschende Nachricht bekamen, daß der Frachter, der uns den Mast bringen sollte, mit einem anderen Schiff kollidiert wäre und in Lissabon repariert werden müßte. Uns blieb keine andere Wahl, als zu warten. Ein Tag nach dem anderen verstrich, und wir wurden immer nervöser. Ich hatte die „Tivia“ an einem sowjetischen Reparaturschiff vertäut, den alten Mast abmontiert und gehofft, den neuen binnen eines Tages aufzurichten...

Als der Mast letztendlich eintraf, mußten wir feststellen, daß sich der Hersteller nicht an die Konstruktionsunterlagen gehalten hatte. Die Verbindungsstücke paßten nicht in die Öffnungen, wobei das Unangenehmste daran war, daß sie kleinere Abmessungen hatten als die Öffnungen und deshalb nicht angepaßt werden konnten. Uns kamen die Jungens vom sowjetischen Schiff zu Hilfe. Sie arbeiteten drei Wochen wie der Teufel, sparten nicht mit Material, ihre Werkzeuge gingen kaputt, aber sie schafften es, den Mast für unsere Jacht brauchbar zu machen. Sie erwiesen mir damit einen unermeßlich großen Dienst, und als ich dankte, bedankten sie sich bei mir für die Gelegenheit, der „Tivia“ helfen zu können, damit sie ihr Ziel erreicht. Es ist einfach unwahrscheinlich, und ich kann kaum Worte dafür finden, was ich für sie, meine großartigen Freunde, die ich hoffentlich eines Tages wiedersehen werde, empfinde.

Nachdem wir erneut in See gestochen waren, ging es zunächst durch Stürme, dann durch die äquatoriale Region der Windstillen und durch Böen. Am 24. Oktober 1987, um 18.40 Uhr Greenwich-Zeit, überquerte die „Tivia“ bei 27° 20′ westlicher Länge den Äquator. Die übliche Linientaufe wurde keineswegs versäumt; ich taufte Metodi, namens Neptuns, auf den Namen „Blue Marlin“ (dieser Schwertwal gilt als schnellster Fisch im Ozean, ist vor allem bekannt durch Hemingways Erzählung „Der alte Mann und das Meer“ – d. Red.). Am 30. Oktober befand sich die Jacht auf der Position 11° 12′ südlicher Breite und 32° 25′ westlicher Länge, und schließlich erreichten wir die Mündung des Rio de la Plata. Wiederum begannen die Kalamitäten mit dem Motor. Bei den Reparaturen – im Hafen von Buenos Aires – unterstützten mich auch bulgarische Fischer. Doch die größte Hilfe erwiesen mir die Seeleute des sowjetischen Fischereischiffs „Gasgan“. Der Kapitän und zwei Offiziere arbeiteten fünfzehn Tage auf der „Tivia“. Auch die Argentinier begeisterten sich für meine Reise.

Es war am 29. Dezember 1987, als ich mich von Metodi und den anderen Freunden verabschiedete. Allein an Bord der „Tivia“ verließ ich Buenos Aires. Die Bucht, die nordwestlich der argentinischen Hauptstadt ihren Anfang nimmt, ist wie ein Trichter, der von den Mündungen der Ströme Paraná und Uruguay gebildet wird. Ihr Ausstrom zum Meer heißt Rio de la Plata und ist rund 300 Kilometer lang. Zu beiden Seiten dieses „Süßwassermeeres“ ist nirgendwo ein Ufer zu sehen. Wie mit dem Jachtklub von Buenos Aires und den Seebehörden Argentiniens vereinbart, sollte der Start zu meiner Weltumseglung am Leuchtturm San Antonio, wo Süß- und Salzwasser sich vereinen, erfolgen. In zwei oder drei Tagen, ich weiß es einfach nicht mehr genau, erreichte ich den Leuchtturm. Nun ging die „Tivia“ auf ihre eigentliche große Fahrt.

Die FW-Serie entstand mit Unterstützung der Agentur SOFIA-PRESS

Lesen Sie im nächsten Heft:

Der Stille Ozean war der wütendste

Bearbeitung/Dokumentation: Helmuth Pelzer; Karte: Jochen Arfert; Fotos: privat

Vom Himmel fällt nur Regen

Unter den Galgen, an denen die Männer des 20. Juli 1944 starben, fragte vor Jahren ein Fernsehreporter junge Leute aus der Bundesrepublik, was denn wohl den Richtern des Volksgerichtshofes nach 1945 widerfahren sei. Zögernd, aber übereinstimmend kamen die Antworten: bestraft, verurteilt. Einer nur erwiderte mit hörbarer Ironie: Denen ist nicht viel passiert. Gar nichts ist ihnen passiert.

Es ist wahr, daß die größten Verbrecher in Nürnberg vor Gericht und, allerdings nicht alle, ihre Untaten büßten, einen soliden Strick um den Hals. Auf der Anklagebank boten die verhinderten Herrenmenschen eine jämmerliche Vorstellung. Keiner, der zu seiner Verantwortung stand. Die Gestapo war für die Regelung des Straßenverkehrs zuständig gewesen, und wenn doch irgend jemand für irgend etwas Schuld trug, dann dieser Himmler, dieser Heydrich, dieser Goebbels und natürlich dieser Führer, wie hieß er doch gleich, und die waren allesamt schon im Jenseits.

Nürnberg schuf neues, nie gekanntes Recht, das Krieg nicht mehr hinnahm wie Regen, der vom Himmel fällt. Die UNO-Vollversammlung bestätigte das Urteil. Aber weder das Gericht der Sieger noch die UNO konnten die Deutschen von der Pflicht befreien, das eigene Haus, wie immer es in Zukunft aussehen würde, zu säubern. Das geschah, hier gründlich, dort oberflächlich. Da standen sich, Jahre vor der vollzogenen Spaltung, bereits zwei unvereinbare Staatsideen gegenüber, und die gewissenhafte Vorsorge für die Zukunft, die Amerikas Ankläger Jackson in Nürnberg empfahl, ist eben nur auf einer Seite mit dem nötigen Ernst betrieben worden.

Wer Blut an den Händen oder Dreckflecke auf der Weste hatte, verzog sich in den Westen, und nur wenige sahen sich in ihren Erwartungen enttäuscht. Dort galt es bald als normal, daß die ungesäuberte Justiz selbst KZ-Aufseher, die zumindest der Beihilfe zum massenhaften Mord überführt waren, ungeschoren laufen ließ oder gar nicht erst behelligte. Weshalb sollte da einer nicht das höchste Amt im Staat bekleiden, der in aller Unschuld verkündete, er sei „selbstverständlich" Mitglied der NSDAP gewesen?

Im Osten war dergleichen undenkbar. Hier ging nicht Gnade vor Recht, hier wurde nichts vertuscht, nichts bagatellisiert, hier kassierten Henker keine Pensionen. So war es am ersten Tag, so ist es geblieben.

Jürgen Jessel

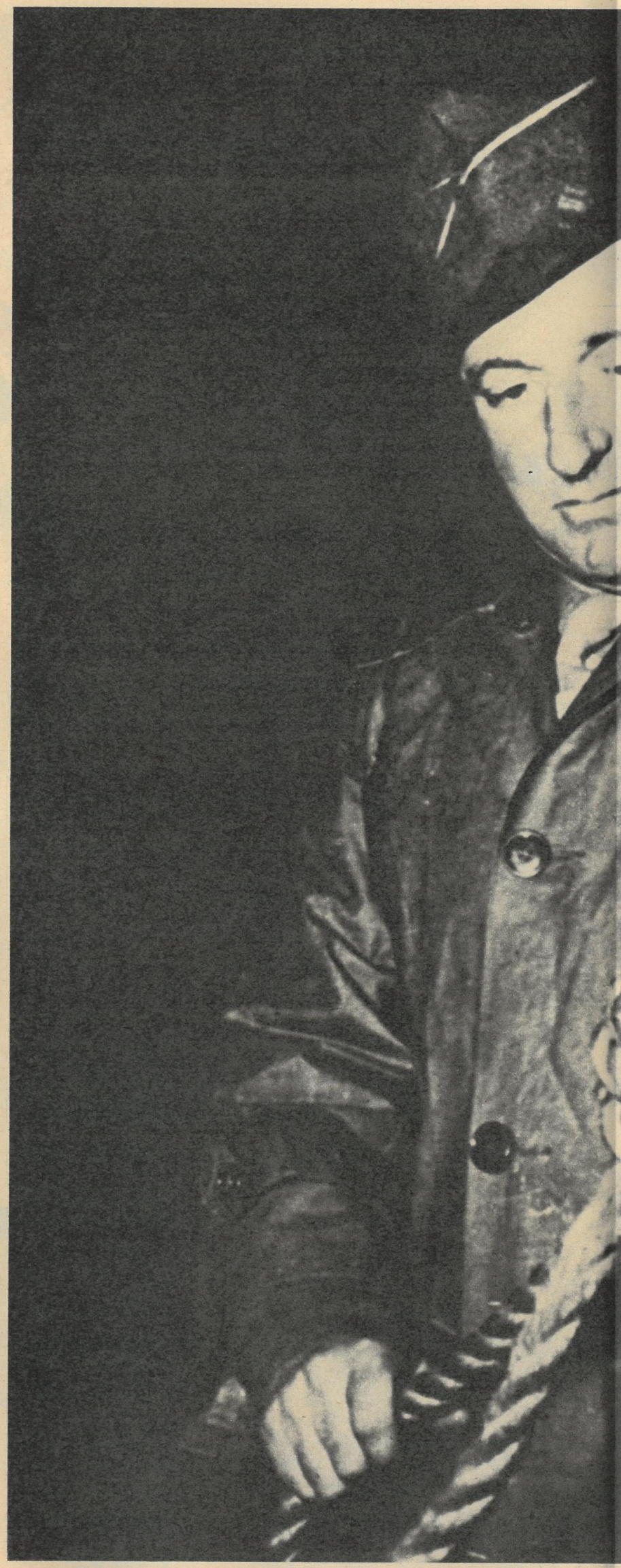
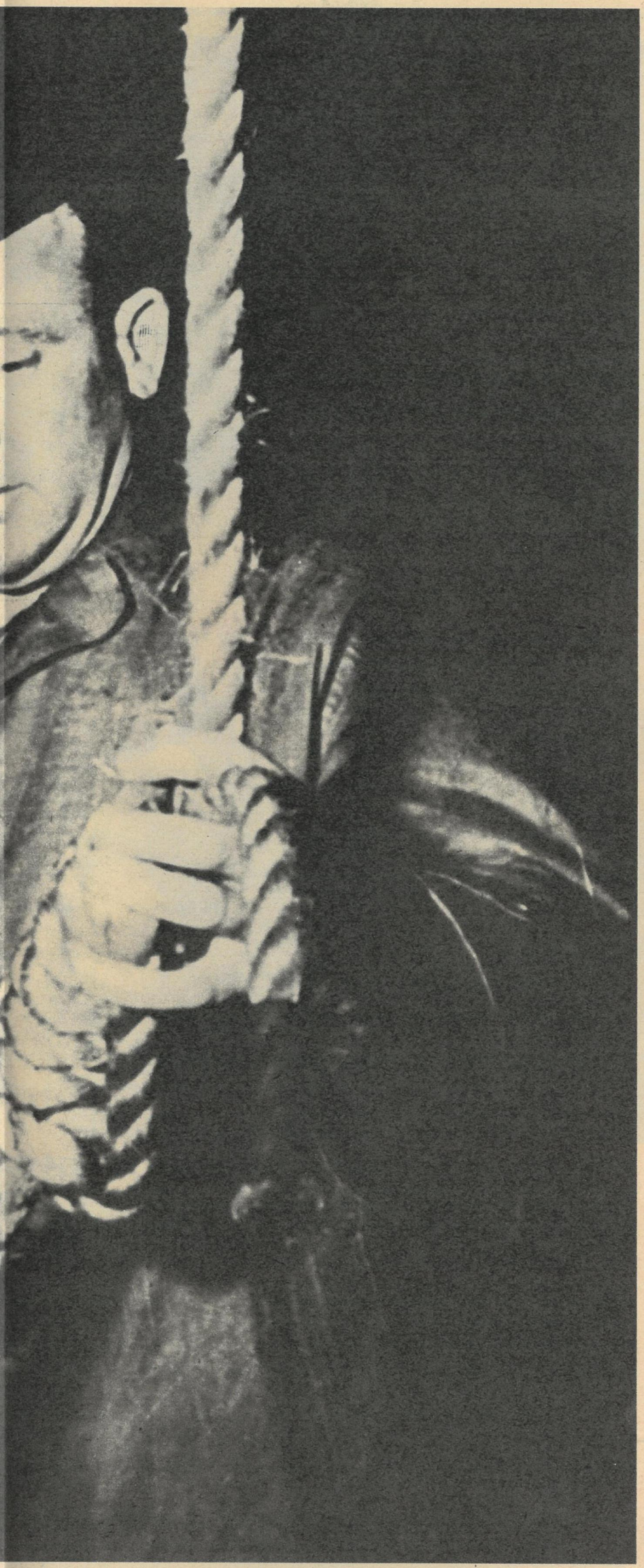


Foto: AP

Nürnberger Strick: Am 16. Oktober 1946 vollzog Sergeant John C. Wood das Urteil.



13

ZEUGENVERNEHMUNG

**Eine FREIE WELT-Serie:
zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949**

„Zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit … stehen vor dem Gericht Verbrecher, die sich in den Besitz eines ganzen Staates gesetzt und den Staat selbst zum Werkzeug ihrer ungeheuerlichen Verbrechen gemacht haben. Zum ersten Male schließlich richten wir in der Person der Angeklagten nicht nur diese selbst, sondern auch … die von Menschenhaß erfüllten ‚Theorien' und ‚Ideen' …"

**Generalleutnant Rudenko,
Hauptankläger der UdSSR im Nürnberger Prozeß
gegen die Hauptkriegsverbrecher**

„Nürnbergs Wert für die Welt wird weniger davon abhängen, wie treu es die Vergangenheit interpretiert, sondern wie gewissenhaft es für die Zukunft vorsorgt."

**Robert H. Jackson,
Hauptankläger der USA in Nürnberg**

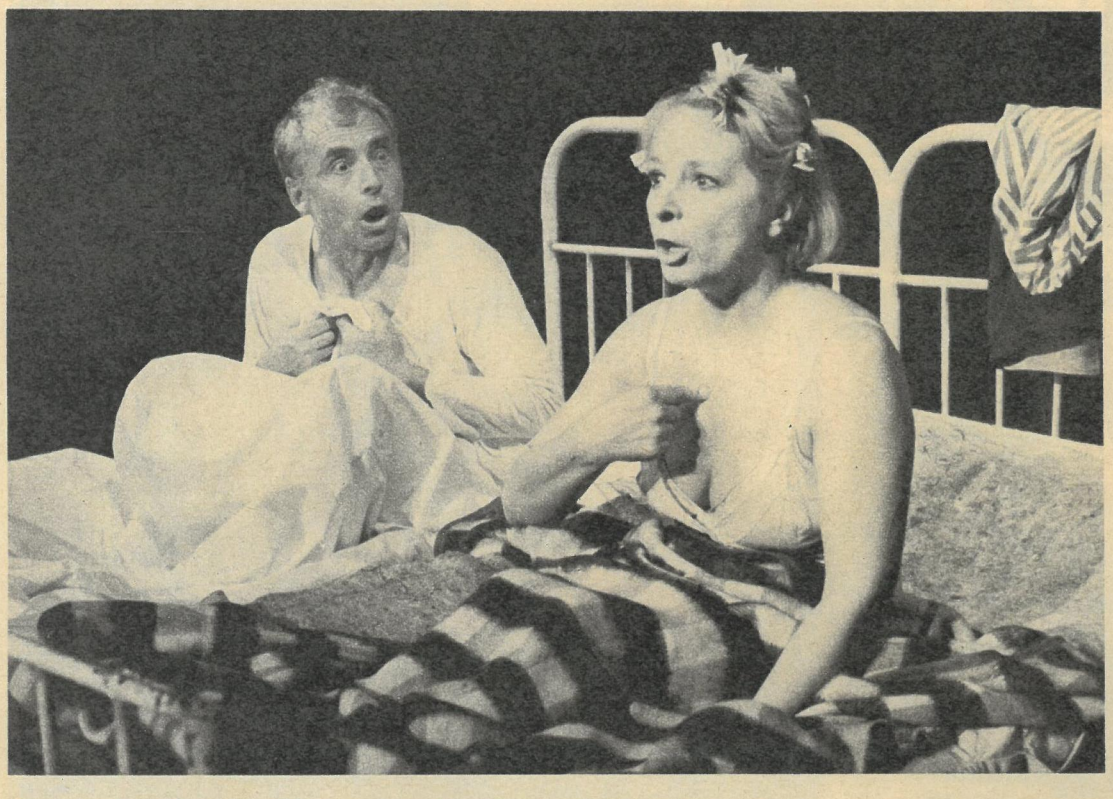
Tiefgang vor Schnell-Laut

Der eine drechselt in seiner Freizeit, und der andere reitet auf der Kurzwelle bis nach Australien, beide wirken sie so, als wären Jeans ihnen immer noch das einzig akzeptable Kleidungsstück, und Lachkrämpfe befielen sie, mutete ihnen einer Lackschuhe zu. Aber es sieht ganz so aus, als müßten sie fürderhin sich ans Virtuosenkostüm gewöhnen, denn Preisträger sind sie nun, und die Fachwelt horcht schon ein wenig auf bei Nennung ihrer Namen: Andreas Henkel (im linken Bild rechts) und Bernd Woschick (neben ihm), beide Studenten der Hochschule für Musik „Carl Maria von Weber" Dresden, wurden beim soeben zu Ende gegangenen Wettbewerb für Klavierduos in Jesenik in der ČSSR mit dem dritten Preis ausgezeichnet. Wie konnte es dazu kommen? Wie formt sich Liebe zur Musik schließlich zu international erfolgreicher Könnerschaft aus, noch dazu auf einem so seltenen wie schwierigen Gebiet wie dem Klavier-Duospiel? Andreas Henkel hörte die ersten Klaviertöne bereits als Kleinkind, von der Mutter gespielt – entstammt demnach einem, wie man sagt, musischen Elternhaus. Bernd Woschick hingegen fiel während einer Werbekampagne im Kindergarten auf und der Dresdner Musikschule in die Hände, die diese Talentesuche veranstaltete. „Man fand, ich sänge ordentlich und sauber", erinnert er sich, „und so wurde ich aufgenommen." Sein erstes Schuljahr war zugleich sein erstes Ausbildungsjahr an der Musikschule. Noten konnte

er eher schreiben als einen deutschen Satz. Andreas Henkel kam „erst" mit acht Jahren zum Klavierunterricht. Überspringen wir die folgende, mit zielstrebiger Klavierausbildung, intensivem Arbeiten und Leistungsvergleichen ausgefüllte Zeit. Vor fünf Jahren trafen beide an der Hochschule für Musik aufeinander. Dasselbe Studienjahr, dieselbe Seminargruppe. Diplom-Musikpädagoge heißt das Studienziel. Im vierten Studienjahr ist planmäßig das Kammermusikexamen zu absolvieren. Eine Ochsentour – wer mit wem, oder besser, welches Instrument mit welchem sich in der hohen Kunst kammermusikalisch-virtuosen Spiels versucht, ist Wunsch und Willen des einzelnen freigestellt. Für Bernd und Andreas jedenfalls tauchte glücklicherweise an dieser Stelle ein Lehrer auf, der maßgeblich an ihrer weiteren Entwicklung Anteil hat und nach ihrem eigenen Urteil sich mit ihnen auf dem Podium als Preisträger hätte verneigen müssen: Arkadi Zenzipér, Dozent für Kammermusik aus Leningrad (linkes Bild links), selbst erfolgreicher Pianist, hierzulande bekannt durch seine Auftritte mit dem BSO und der Staatskapelle Berlin, rastlos auch mit Kammermusik-Konzerten die DDR wie das Ausland bereisend. Arkadi Zenzipér hat beide, schöpfend aus dem unerschöpflichen, leider weitgehend ungenutzten Vorrat an Klavierduo-Literatur – alle Großen der Musikgeschichte haben hier Wertvollstes hinterlassen – zusammengebracht und ihre individuelle Musikalität aufeinander abgestimmt. „Ich neigte", sagt Andreas Henkel, „zum virtuosen Klavierspiel. Weniger Tiefgang, mehr brausender Schnell-Laut. Arkadi Zenzipér hat mir den Sinn für Schlichtheit, Aufrichtigkeit im Spiel erschlossen." „Sie sind beide ein gutes Gespann", sagt der Lehrer. „Was der eine an Verve, an Temperament, an Drängendem einbringt, lenkt der andere in produktive, sichere Bahnen. Vor allem kommt so eine starke künstlerische Ausstrahlung zustande, die mir höher zu stehen scheint als bloße Perfektion oder Technik. Sicher muß letzteres zweifelsfrei vorhanden sein, es hat sich aber der Aussage unterzuordnen." Zenzipér, der Lehrer, der aussieht wie ihr wenig älterer Bruder und auch so mit ihnen umgeht: „Ich halte nichts von autoritären Methoden, ich möchte, daß sich meine Studenten selbst entdecken." Seit einem Jahr erst arbeiten sie zusammen, Spaßphasen und Durststrecken gab's die Menge. Und doch ist ihnen die Last nie über die Lust gegangen, nie haben sie ernsthaft bedauert, daß zum Drechseln oder Kurzwellenempfang die Zeit immer weniger wird. Nächste internationale Wettbewerbe sind schon in Sicht. Andreas studiert bereits als Meisterschüler an der Hochschule, und Bernd betreut eigene Schüler an der Dresdner Bezirksmusikschule. Das kommt von der Talenteförderei – seine ehemalige Klavierlehrerin dort ist nun Kollegin geworden.

Jürgen Geitner (Text)
Nina Rücker (Fotos)

Die Auferstehung Semjons



Mitten in der Nacht... Barbara Bachmann und Horst Westphal in Erdmans satirischer Komödie

Russische Lieder plärren aus altertümlichen Lautsprechern, überfluten die Bühne, den Zuschauerraum. Übersteuert, verzerrt. So mag man in den zwanziger Jahren öffentlich Musik gehört haben. Das Licht auf der Bühne des Schweriner Staatstheaters verlöscht. Mascha (Barbara Bachmann) und Semjon (Horst Westphal) tappen im Halbdunkel zur ehelichen Schlafstatt in der Bühnenmitte und kriechen unter ihre Decken. Das Spiel beginnt.

Den schlaflosen Gatten gelüstet es nach frischer Leberwurst, die er vom Abendessen übrig weiß. Als echter (russischer) Mann der Nachrevolutionsphase, der noch kein Bewußtsein für die Gleichberechtigung der Frau entwickelt hat, weckt er Mascha aus diesem Grunde mitten in der Nacht. Hochfahrend aus tiefem, rechtschaffen verdientem Schlaf, vermag sie, die sich Tag für Tag „wie ein Pferd oder wie eine Ameise" abschuftet, über diesen rücksichtslosen Schrei nach Leberwurst nur noch zu stammeln, er habe „viel, so viel" in ihr „zerstört".

Bereits diese kurze Eröffnungsszene des Stückes „Der Selbstmörder" von Nikolai Erdman macht die außerordentliche Fähigkeit seines Autors deutlich, Banalitäten des Alltags in Lachen machende Komik zu verwandeln oder sie gar bis zur Groteske zu treiben. Es sind nur scheinbar die alltäglichen Affären, die Haltungen unserer Altvorderen; ohne große Phantasie können wir uns selbst darin erkennen. Das, was sich im Laufe der Geschichte offensichtlich am wenigsten rasch verändert, ist der Mensch.

Worum geht es? Vorgeführt wird Semjon Podsekalnikow, ein arbeitsloser Nichtstuer. Sein Problem ist keineswegs die Untätigkeit, sondern der Umstand, daß seine Frau es ist, die in den Augen der Öffentlichkeit und der Familie für den Unterhalt sorgt. Als Frau und Schwiegermutter (Lore Tappe) mißverständlich fürchten, daß sich Semjon erschießen will, entdeckt er, welche Bedeutung die angedrohte Selbsttötung seinem unbedarften Leben geben kann. Die Suizidabsicht spricht sich schnell herum. Wie nach einem Inserat zum Verkaufe einer Rarität stellen sich Interessenten am Selbstmordkandidaten ein. In ihrer menschlichen Beschränktheit werden sie von Erdman karikiert: ein zu kurz gekommener Vertreter der „schweigenden" russischen Intelligenz, ein selbständiger Fleischer, für niemanden mehr sterben zu wollen. Er bekennt sich zu seinem Leben. Man kann ihm schließlich nichts vorwerfen. Er ist „nicht vor der Oktoberrevolution davongelaufen"; immerhin ist er „den ganzen Oktober nicht aus dem Haus gegangen".

Sein erstes Stück „Mandat", das 1925 von Meyerhold auf die Bühne gebracht wurde, hatte den 22 Jahre jungen Erdman schlagartig bekanntgemacht. Man rühmte seine Nähe zur klassischen russischen Satire ebenso wie den Einsatz von Mitteln zur Gestaltung einer modernen Gegenwartskomödie. 1930 beendete Erdman die Arbeit am „Selbstmörder". Wie schon im „Mandat" sind auch hier die handelnden Personen in Typus, Habitus und Geisteshaltung Kleinbürger, „gewesene Menschen", die sich unter den Bedingungen der Neuen Ökonomischen Politik, die dem Kriegskommunismus gefolgt war, wieder zu sich selbst bekennen. Man nahm den „Selbstmörder" in Theaterkreisen begeistert auf. Gorki und Lunatscharski empfahlen seine Aufführung. Das Theater Meyerhold brachte die Komödie bis zur Generalprobe. Danach wurde sie verboten. Erdman verfaßte Drehbücher für Filme. Ein Theaterstück schrieb er bis zu seinem Tod 1970 nicht mehr. 1982 wurde der „Selbstmörder" durch Valentin Plutschek am Theater der Satire in Moskau inszeniert, nach fünf Aufführungen abgesetzt und erst 1987 wieder aufgeführt. Im selben Jahr erlebte es seine DDR-Erstaufführung am Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin in der Regie von Horst Hawemann. Diese Inszenierung sah ich im Frühjahr '89, wenige Tage bevor sie zum 2. Nationalen Theaterfestival in Berlin gezeigt wurde. Martin Fischer (Ausstattung) hat die Vorder-

Nach drei Tage langem Zurschaustellen: Der Schreck lähmt die entsetzte „Trauergemeinde"

und die Hinterbühne mit rotem Tuch ausschlagen lassen und dem ganzen Raum mit hölzernen Gerüsten einen äußeren Rahmen gegeben. Durch wenige Requisiten sind darin die Schauplätze der Handlung zu schaffen: Podsekalnikows Häuslichkeit, ein Zimmer mit Küche in einer auf mehrere Mietparteien aufgeteilten, ehemals eleganten Wohnung, das Lokal die „Schöne rote Welt", in dem die „gewesenen Menschen" den vorgezogenen Leichenschmaus für Semjon arrangieren, und die Grabstätte. Hawemann läßt den „Selbstmörder" fast „original", „mit wenigen Strichen" spielen, weil er findet, daß „ein Stück, das jahrelang gelegen hat, nicht mit DDR-Humor aufpoliert" werden müsse. (Wekwerths Inszenierung desselben Stückes am Berliner Ensemble ist da um vieles pointierter, böser.) Hawemann lobt Einsatz und Ensemblegeist der Schweriner Schauspieler, für die, wie er sagt, die Arbeit an einer satirischen Komödie „völlig neu" war, so daß sie „viel suchen, probieren, improvisieren" mußten. Mehr als auf das Lächerlichmachen der Spießer kam es ihnen auf die Menschlichkeit in den Figuren an. Horst Westphal „menschelt" für meinen Geschmack als Semjon zu sehr. Mit verständnisheischendem Lächeln wendet er sich immer wieder an das Publikum. Ich würde diese Figur gern weniger gut leiden wollen. Am besten gefiel mir die Darstellung der Mascha durch die Bachmann. Sie ist variationsreich im Gestus. Sie trifft sehr genau das Wesen mitsamt der komischen Seite dieser Frau.

Renate Schumacher (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Wir stellten Ihnen den tschechischen Autor vor kurzem bereits mit seiner phantastischen Geschichte „Das Rätsel" vor. Wenn Sie die gelesen haben, werden Sie sich gewiß noch gut an den Kyborg erinnern und an die Fragen, die er der Runde der Taxifahrer in jenem Prager Wirtshaus zu raten aufgab. Lesen Sie heute aus dem gleichen Kompaßbändchen, das bei „Neues Leben" erscheint, die phantastische Erzählung „Grün ist die Farbe der Hoffnung". Übersetzt wurden die Erzählungen des Bandes von Susanne Stengel und Barbara Zulkarnain.

GRÜN

Andřej Neff

Matylda schnurrte und kniff wohlig die Augen zu. Konopek berührte mit seiner Nase ihre feuchte Schnauze.

„Glauben Sie, daß sich Matylda selbst diese sonderbare Zärtlichkeit ausgedacht hat? Sie war noch ganz jung, als sie es zum erstenmal machte. Ich lag im Bett, auf dem Rücken, und das kleine Biest sprang aufs Federbett, kam direkt zu mir und berührte mit der Schnauze meine Nase. Ich mußte darüber lachen..."

Ingenieur Macek brummte etwas undefinierbar Zustimmendes. Er beugte sich über sein Gerät, einen kleinen Kasten aus schwarz angestrichenem Sperrholz, mit einer Reihe Zifferblättern, Schaltern, Knöpfen und Potentiometern auf der oberen Platte, und er beobachtete gespannt den Tanz der dünnen Zeiger, die sich in Bewegung gesetzt hatten, als er das Gerät an den Strom angeschlossen hatte.

„Wird mit dem Fernseher nichts passieren, Herr Ingenieur?" fragte Frau Konopková besorgt. „Sie wissen ja, ein Farbfernseher ist furchtbar teuer. Karel hat ihn zwar für den halben Preis als Partieware gekauft, er war schon auf dem Band bei der Kontrolle aussortiert worden, und wir mußten ihn reparieren lassen, aber trotzdem... Schrecklich viel Geld! Ein Glück noch, daß Eman so geschickt ist, wissen Sie, das ist mein Neffe, der mittlere Sohn meiner Schwester aus Vlasim, sie hat drei Söhne und zwei Töchter, eine hat nach Ostrava geheiratet, und die andere, die Ärmste, ist ledig geblieben, sie ist ein bißchen, um es mal so zu sagen, häßlich, sie schielt und hat auf dem Gesicht ein Muttermal..."

„Ihm passiert nichts, dafür garantiere ich Ihnen", unterbrach sie Ingenieur Macek, den ihr Geschwätz nervös gemacht hatte. Er ergriff ein langes rotes Kabel mit einem Konnektor am Ende, zog das Antennenkabel heraus und schloß statt dessen das Kabel an.

„Matylda ist wirklich wie ein Mensch, in bestimmter Hinsicht", sagte Herr Konopek. „Sie haben völlig recht, Herr Ingenieur, daß die Tiere ein weitaus reicheres Seelenleben haben, als sich ein Mensch vorstellen kann, der Tiere nicht kennt und keine Beziehung zu ihnen hat. Wir hatten vor Matylda schon drei Katzen, und jede hatte ein ganz eigenes Wesen. So zum Beispiel Rejcka, das war ein Biest! Sie verhielt sich uns gegenüber geringschätzig, als ob unsere Wohnung ihr gehören würde. Das größte Interesse hatte sie für unser Aquarium. Sie konnte stundenlang auf dem Tisch sitzen und die Fische ansehen. Zuerst hatte ich Angst, daß sie ihnen etwas antut, und wirklich, ein paarmal hat sie versucht, mit der Tatze ins Wasser zu tunken, aber die Katze fürchtet das Wasser, die kalte Feuchtigkeit erschreckt sie, so daß sie es bald sein ließ und nur schaute, starr, stundenlang, wie ich schon sagte. Stundenlang!"

Er saß im Sessel und streichelte Matylda langsam und rhythmisch über das dunkle, fast schwarze Fell, in dem sich undeutliche schwarze Streifen abzeichneten. Es war eine schöne, gut genährte Katze, und jetzt, an der Schwelle zum Winter, hatte sie ein dichtes glänzendes Fell.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie gerade heute kommen, hätte ich Eman eingeladen, damit er sich den Versuch ansieht. Technik interessiert ihn schrecklich, und er gibt einen Haufen Geld aus für Teile und Drähte und so etwas. Pepinka, das ist meine Schwester aus Vlasim, sagt aber, es sei besser, wenn Eman das Geld für die Bauteile ausgibt, als wenn er sich in Kneipen rumtreiben würde, wie das die jungen Leute heutzutage machen, manchmal denke ich, das ist eine Generation völliger Nichtsnutze! Eman ist aber anders, Karel auch, der interessiert sich für Sport, nur bei Fanda weiß man noch nicht, er ist allerdings noch sehr jung, er wird ja erst sechzehn im Frühjahr..."

„Ich bin fertig", sagte Ingenieur Macek. „Wenn Sie jetzt gestatten..."

„Sagen Sie mir, was Sie sich von dem Versuch versprechen!" verlangte Konopek. Er streichelte die Katze nicht mehr, sondern umarmte sie jetzt mit beiden Armen wie ein Kind.

„Darüber haben wir doch schon gesprochen, Herr Konopek", antwortete Ingenieur Macek gereizt. „Wir haben alles genau abgesprochen. Mein Aufnahmegerät zeichnet die Mikroströme im Gehirn Ihres Tieres auf, und auf dem Bildschirm sehen wir die Wiedergabe seiner Gedanken."

Auf dem Gesicht Frau Konopkovás bildeten sich unregelmäßige rote Flecke.

„Mikroströme im Gehirn!" wiederholte sie. „Mikroströme!"

Sie sah ihren Mann an. Jára, tu etwas, bedeutete ihr Blick. Konopek räusperte sich und sagte:

„Sind Sie sicher, daß Ihr Versuch Matylda nicht weh tun wird?"

Der Ingenieur schüttelte den Kopf. „Herr Konopek", sagte er, „wir haben alles mindestens schon zehnmal durchdiskutiert. Sie haben mir versprochen, daß ich das Gerät bei Ihnen ausprobieren darf. Ich hatte den Eindruck, daß der Versuch Sie interessiert, Sie haben mit solcher Anteilnahme von Tieren gesprochen, Sie haben mich nach Hause eingeladen, alles war abgemacht!"

„Ja, ja", antwortete Konopek weiner-

ist die Farbe der Hoffnung

Illustration: Tatjana Neljubina

lich, „aber da hab ich Ihre Maschine noch nicht gesehen, und wenn ich sie jetzt summen höre und der Strom da drin ist… Matylda schläft. Warten wir, bis sie wach ist. Ein bißchen warten wir noch."

Während er sprach traute er sich nicht, Ingenieur Macek anzusehen, er hing mit den Augen an seiner Frau und beobachtete mit Bangigkeit und Hoffnung, wie ihr Gesicht starr wurde, der Mund einen strengen Ausdruck annahm, so ein Gesicht machte Emilka bei Hausversammlungen im Zwischengeschoß, wenn dort die Streitereien um die Müllabfuhr und das Fegen des Fußwegs tobten.

„Und ich erlaube es nicht!" rief Frau Konopková. Ingenieur Macek sah Herrn Konopek finster an.

„Sie haben es mir versprochen. Wenn ich gewußt hätte, daß Sie mich… betrügen, hätte ich meine Zeit hier nicht vergeudet."

„Emilka, wir warten… Matylda geschieht nichts, wenn sie ausgeschlafen hat, dann…"

„Nein! Ich erlaube es nicht."

„Wenn wir nun das Gerät ein andermal ausprobieren… vielleicht im Frühjahr oder…"

Ingenieur Macek stand auf. Konopek sah ihn wehleidig an. Macek würde ihn im ganzen Betrieb schlecht machen, Konopek ist unter dem Pantoffel, er springt, wie seine Frau pfeift, das wird eine Blamage, ich hab es ihm wirklich versprochen! Eine verdammte Sache ist das mit diesem Amateurerfinder, der ist mit dem Direktor befreundet… Ihm kam ein rettender Einfall.

„Muß es denn ausgerechnet Matylda sein? Können Sie das Gerät nicht an einem anderen Tier ausprobieren?"

„Gewiß", antwortete Ingenieur Macek bissig, „das kann ich und das werd ich auch. Bestimmt findet sich jemand mit größerem Verständnis für den Fortschritt in der Wissenschaft."

Er schaltete das Gerät aus und preßte verbittert die Lippen zusammen.

„Ich dachte an unsere Fische", hauchte Konopek. „Das sind doch auch Tiere… mit Gehirnwellen, oder nicht? Fische haben auch ein Gehirn, jedes Tier hat ein Gehirn, und der Fisch ist ein Tier, also… Emilka, ich hab's wirklich versprochen", fügte er flehend hinzu.

Sie warf den Kopf zurück.

„Mach was du willst, aber an Matylda darf keiner ran."

„Fische?" fragte Ingenieur Macek verwundert. „Daran hab ich noch gar nicht gedacht."

„Ja, Fische sind ein sehr dankbares Objekt zur Erforschung. Unsere Katze Rejcka konnte stundenlang, aber was sag ich da… Probieren Sie das Gerät an den Fischen aus! Das wird ein furchtbar interessanter Versuch!"

„Vielleicht", erwog der Ingenieur. „Ich probiere es, wenn ich mich schon hierher zu Ihnen aufgemacht habe."

Er schaltete das Gerät wieder an und befestigte seine Aufnahmevorrichtung, die mit einem blauen Kabel an das Gerät angeschlossen war, an der Wand des Aquariums. Dann schaltete er den Fernseher ein und sagte: „So, jetzt erfahren wir vielleicht, was in Ihren Fischen eigentlich vor sich geht."

Auf dem Bildschirm tat sich nichts, er blieb dunkel, nur der Reproduktor summte eintönig. Frau Konopková wollte gerade die bissige Bemerkung machen, das Seelenleben der roten Karauschen sei offenbar nicht sehr bunt, als auf dem Bildschirm plötzlich helles Licht aufflammte.

„Sehen Sie", rief der Erfinder erregt, „die Leitungen haben sich erwärmt."

Auf dem Bildschirm strahlte eine klare grüne Fläche.

„Grün ist die Farbe der Hoffnung. Das ist der Hauptcharakterzug der Karauschen. Es sind Optimisten, sie leben mit einer Sehnsucht und hoffen, daß sie sich eines Tages erfüllt."

„Unsinn", wandte die Konopková ein. „Hoffen kann nur ein Mensch. Grün soll die Farbe der Hoffnung sein… Glaubt Ihrer Meinung nach das Gras auch, daß sich seine Sehnsucht erfüllen wird?"

Der Erfinder hörte ihr nicht zu. Er schaute starr auf den Bildschirm.

„Passen Sie auf!" sagte er leise. „Ein Bild zeichnet sich schon ab!"

Auf der grünen Fläche bildeten sich vage Linien, unharmonisch gekrümmt, wie ein verschwommenes Formengewirr, das an den Anblick von Lianen im tropischen Urwald erinnerte.

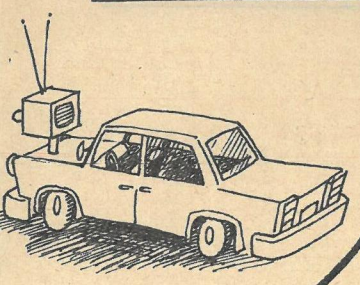
„Vielleicht sind das Erinnerungen an das freie Leben in den tropischen Gewässern", brummte Ingenieur Macek. Die Konopková wandte ein:

„Unsinn… Aquarienfische haben in der wer weiß wievielten Generation nie etwas anderes kennengelernt als ein Aquarium,… Jára! Sieh mal! Ist das nicht unser Wohnzimmer? Dort sind die Fenster, die Tür… die Möbel! Ja, der Tisch, die Sessel…"

Konopek hielt den Atem an. Es stimmte! Das Bild erinnerte an den Blick einer Kamera des Industriefernsehens, aber es war verkrümmt, gebrochen…"

„Fische sehen anders als wir", flüsterte die Konopková, gebildet von der Lektüre der Zeitschrift „Hundert plus eins", „sie haben andere Augen, die dem Le-

Fortsetzung auf Seite 41



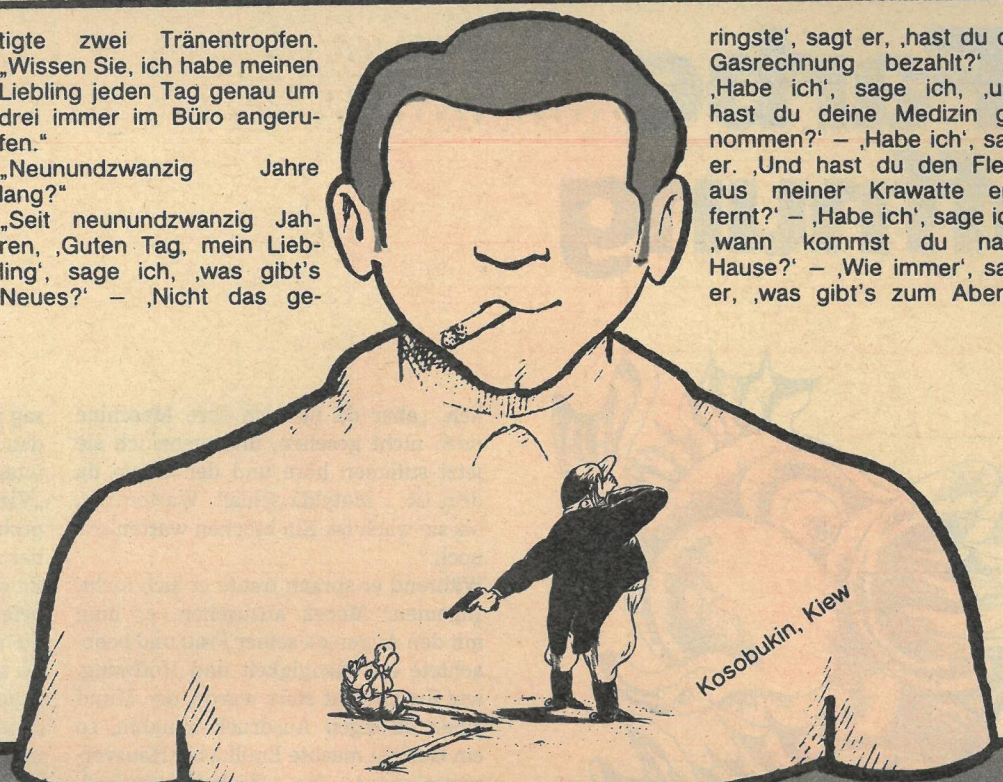
Den Inhalt einer Frau erfaßt man bald. Aber bis man an die Oberfläche vordringt! K. Kraus

Pál Peterdi

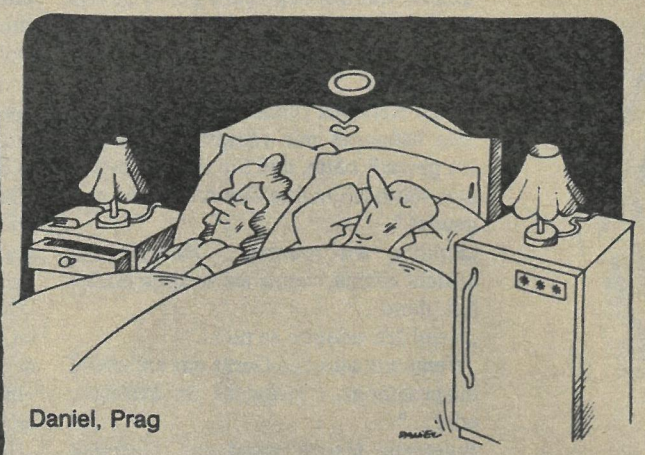
Der Ausreißer

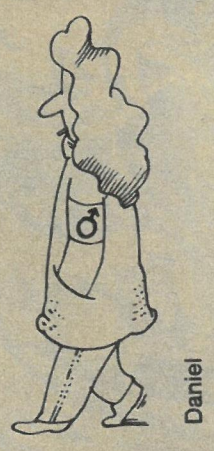
Verstohlen musterte der Major die schluchzende Frau. „Wann hat Ihr Mann Sie verlassen?“ fragte er. „Vorgestern.“
„Hat er das schon öfter getan?“
„Wo denken Sie hin? Wir haben gelebt wie die Tauben. Ich habe mich immer um ihn gekümmert. Ihm zu jedem Geburtstag neue Pantoffeln bestickt, um nur das zu erwähnen. Kleine rote und grüne Tulpen auf schwarzem Samt. Neunundzwanzig Paar Pantoffeln! Neunundzwanzig Paar bestickte Pantoffeln kann man doch nicht mir nichts dir nichts im Stich lassen, sie sind ein Leben! Und gestern wollten wir nach Jesajasbad fahren, wissen Sie. Die dritte Juliwoche verbringen wir nämlich immer in Jesajasbad. Wegen der Magensäure. Um vier fängt das Kurorchester im Pavillon an zu spielen, um viertel fünf trinken wir aus diesen krummen Tassen das stinkige Wasser.“ „Ich verstehe“, sagte der Major. „Neunundzwanzig Jahre Jesajasbad. Stinkiges Wasser aus krummen Tassen. Vielleicht erzählen Sie mir jetzt, wie sich alles abgespielt hat?“ „Ja“, antwortete die bekümmerte Frau und beseitigte zwei Tränentropfen. „Wissen Sie, ich habe meinen Liebling jeden Tag genau um drei immer im Büro angerufen.“
„Neunundzwanzig Jahre lang?“
„Seit neunundzwanzig Jahren, ‚Guten Tag, mein Liebling‘, sage ich, ‚was gibt’s Neues?‘ – ‚Nicht das geringste‘, sagt er, ‚hast du die Gasrechnung bezahlt?‘ – ‚Habe ich‘, sage ich, ‚und hast du deine Medizin genommen?‘ – ‚Habe ich‘, sagt er. ‚Und hast du den Fleck aus meiner Krawatte entfernt?‘ – ‚Habe ich‘, sage ich, ‚wann kommst du nach Hause?‘ – ‚Wie immer‘, sagt er, ‚was gibt’s zum Abendbrot?‘ ‚Was Feines‘, sage ich.“
Der Major spürt plötzlich einen Kloß in seinem Hals. „Seit neunundzwanzig Jahren?“ fragt er mit kläglicher Stimme.
„Immer was Feines?“
„Aber natürlich.“ Die Augen der bekümmerten Frau waren sehr gerötet. Sie erinnerte jetzt an ein riesiges, graues, trauriges Kaninchen. „Vorgestern rufe ich ihn wieder an. Pünktlich um drei. ‚Guten Tag, mein Liebling‘, sage ich, ‚was gibt’s Neues?‘“ – „Das können wir vielleicht überspringen. Kommen wir zum Wesentlichen.“ „Jawohl. Also, eine Weile schwatzen wir ganz normal, und dann frage ich: ‚Wann kommst du nach Hause?‘ Da beginnt er plötzlich zu brüllen wie ein Löwe: ‚Nie mehr! Verstehst du, nie mehr! Mir langt’s! Nie und nimmer mehr!‘ Verstehen Sie? Und das zu mir! Die ich ihm neunundzwanzig Paar Pantoffeln …“
Der Major begleitete die Schluchzende hinaus. „Beruhigen Sie sich“, sagte er. „Wir werden Ihren Mann ganz bestimmt ausfindig machen.“
Als er in das Zimmer zurückkehrte, klingelte das Telefon auf seinem Schreibtisch. „Guten Tag, mein Liebling“, sagte seine Frau. „Was gibt’s Neues?“ „Nicht das geringste“, sagte der Major und fühlte sich ein wenig unbehaglich. „Hast du die Gasrechnung bezahlt?“ „Habe ich.“ „Und hast du deine Medizin genommen?“ „Habe ich. Und hast du den Fleck aus meiner Krawatte entfernt?“ „Habe ich. Wann kommst du nach Hause?“ Wieder spürte der Major den Kloß im Hals, und an seiner Schläfe begann eine Ader zu klopfen. „Wie immer“, sagte er. „Was gibt’s zum Abendbrot?“ „Was Feines“, sagte seine Frau. „Päng!“ rief der Major. „Ist was?“ „Nein, nichts.“
Er blickte auf seine Uhr, es war viertel fünf. Er rief in Jesajasbad an, man solle sich um einen einzelnen Mann kümmern, der vermutlich am Ende der Kurpromenade stehe und aus einer krummen Tasse stinkiges Wasser trinke.

Aus: „Der gespaltete Direktor“, Eulenspiegel Verlag. Leicht gekürzt



Mann und …
Manche Männer sind so klug, daß Dummheiten zu ihren Einfällen gezählt werden.
M. Hinrich

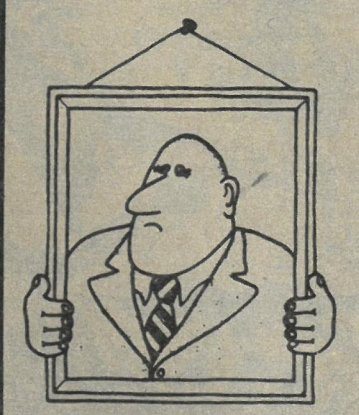

Daniel, Prag


Daniel

… Frau
Die moderne Frau versteht alles – ausgenommen ihren eigenen Mann.
O. Wilde

Schneider

Der Wunschtraum der emanzipierten Frau: das Kind im Manne.
G. W. Heyse


Worobjew, Woronesh

Kasanewski, Kiew

Ich habe gewiß manchen Mann übersehen, indem die Frauen meine b

am wenigsten, wenn sie

unrecht haben. J. W. v. Goethe

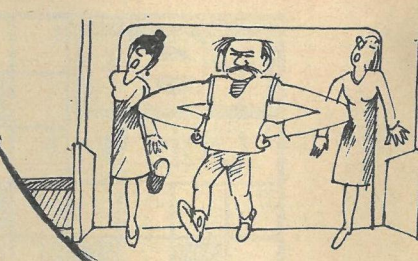
Vom schweren Los

Die Liebe einer Frau kannst du dir durch mancherlei verscherzen: durch Vertrauen und durch Mißtrauen, durch Nachgiebigkeit und durch Tyrannei, durch zu viel und durch zu wenig Zärtlichkeit, durch alles und durch nichts.
Arthur Schnitzler

Eine kluge Frau sagte mir einst: Die Männer sind sich ohne weiteres klar darüber, was sie bei uns erreicht haben; aber was sie alles bei uns n i c h t erreicht haben, davon haben sie meistens keine Ahnung.
Arthur Schnitzler

Als Junggeselle stellt man sich die einfachsten Dinge noch viel einfacher vor, als sie sind. Als Ehemann kommt man zur Einsicht, daß die einfachsten Dinge viel komplizierter sind, als sie sind. Als geschiedener Mann aber weiß man, daß die kompliziertesten Dinge die einfachsten sind.

Pawelec



Frauen sind naiv. Irrglaube der Männer!

G. Rzehaczek

Was ist ein Flirt? Er ist eine anmutige Verbeugung vor dem Eros, ein kleiner göttlicher Funke zwischen einem Mann und einer Frau, denen an einem lodernden Feuer nicht gelegen ist.
Oscar Wilde

Mir deucht, sooft ich schlafe,
schlaf ich bei lauter Mädchen;
und immer, wenn ich träume,
träum ich von nichts als Mädchen;
und wenn ich wieder wache,
denk ich an nichts als Mädchen;
im Schlaf, im Traum, im Wachen
spiel' ich mit lauter Mädchen.
Joh. Ludwig Gleim

Die Ehe mit einer Träumerin
Eines Nachts träumte sie, er sei ihr untreu geworden. Sie erwachte weinend, und als er sie fragte, was sie denn habe, fing sie noch schlimmer an zu weinen. Er wußte sich keinen besseren Rat, als ihr erst einmal das Frühstück ans Bett zu bringen, als ihr dann die Wohnung sauberzumachen, als ihr darauf die Teppiche auszuklopfen, als ihr danach die Kohlen heraufzuholen, als ihr schließlich das Mittagessen zu kochen, als ihr endlich auch noch das Abendbrot zu bereiten. Von da an träumte sie öfters so häßlich von ihm. Er aber, er hatte fortan einen völlig traumlosen Schlaf.
Karl Sewart

Viele Männer kenne ich im Punkt des Schweigens, die Weiber sind. Lafontaine

2

Wochenspruch

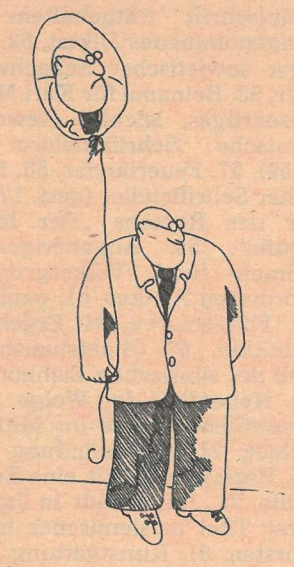
Ich begreife
nicht, wie ein
Mann sagen oder
glauben kann,
er sei schön,
ohne
rot zu werden.

Jean Paul

Nur Frauen sollen über Männer urteilen. Männer wissen zu wenig voneinander. Das große Examen kann ihnen nur eine Frau abnehmen.

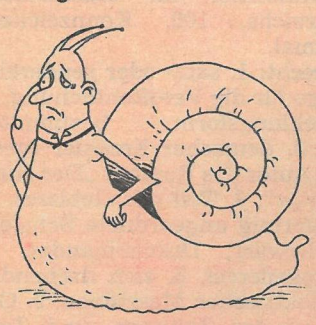
Carl Hagemann

Ceplecha, Prag



Prager

Der „Ihr-wißt-ich-bin-stets-für-neue-Ideen"-Schneck von Burgstett



Mann ist Mann –
mal weniger, mal mehr!
einigten sich
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch
(Grafik)

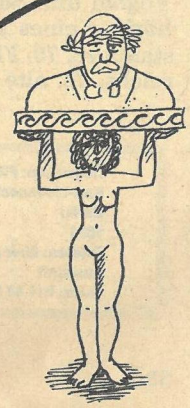
Kniffe und Püffe

Mit einer Frau für immer verbunden zu sein – das ist eine der größten Unbequemlichkeiten des Lebens. Ist es ein böses Frauenzimmer, so erschlägt sie dich mit ihrer Bosheit. Ist sie sanft, bringt sie dich mit ihrer Güte um. Ist sie ungebildet, vergällt sie dir das Leben mit ihrer Naivität. Ist sie intelligent und belesen, tötet sie dir den Nerv mit klugen Gesprächen.
Daher sollte man erst in jenen Jahren heiraten, da einem weder Bosheit noch Güte, weder Unwissenheit noch Belesenheit mehr aus der Fassung bringen können.

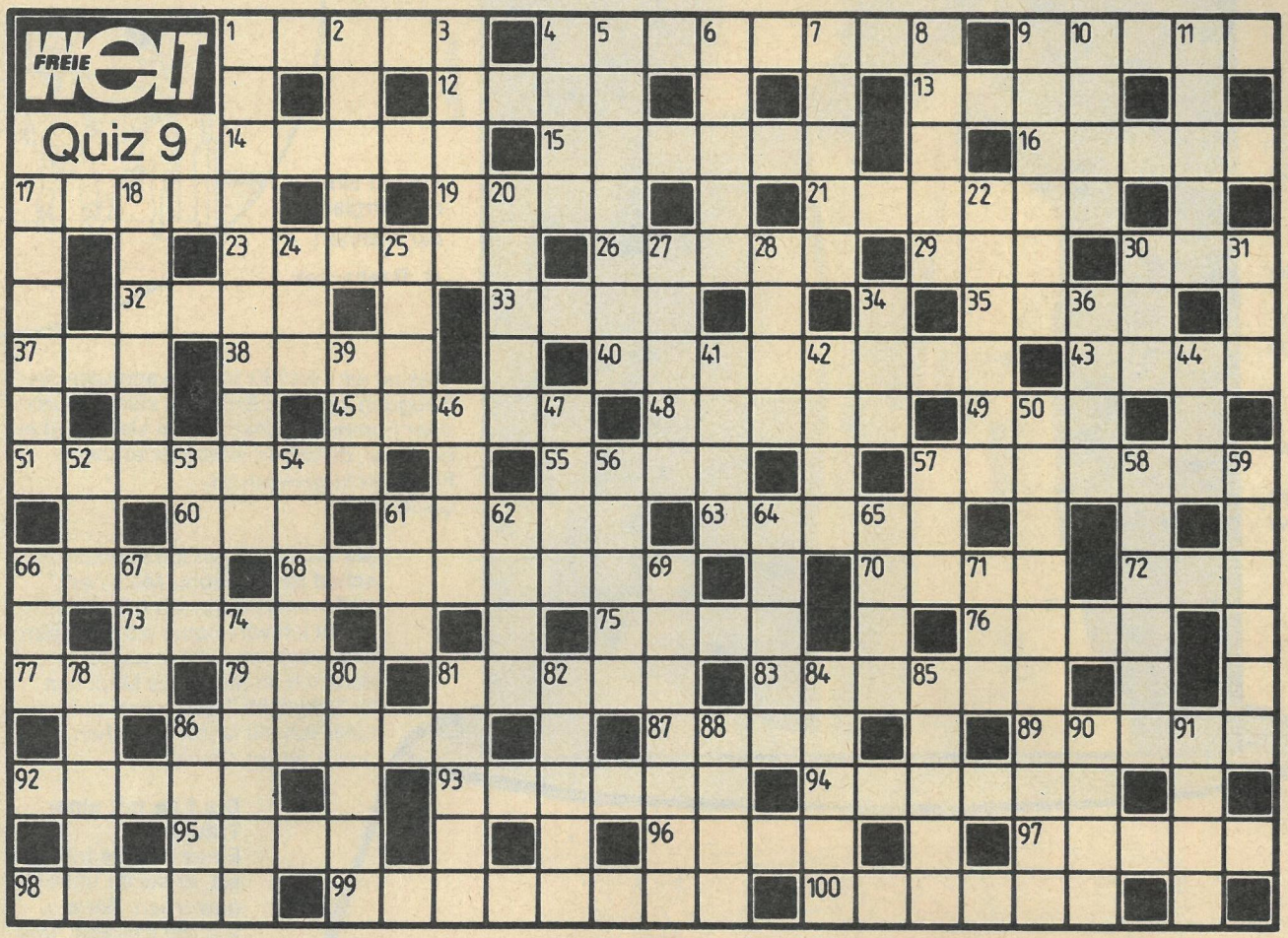
Der Hagestolz hat das Unglück, daß ihm niemand seine Fehler frei sagt; aber der Ehemann hat dies Glück.
Jean Paul

Alles nur Gerede
von Moritz-Gottlieb Saphir und Victor de Kowa:
Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen, die Männer können nur philosophieren, disputieren und räsonieren.
Zweierlei fällt einer Frau schwer; ihrem Mann zuzuhören und über ihren Freund zu schweigen.

Viele Leute glauben, wenn sie einen Fehler erst eingestanden haben, brauchen sie ihn nicht mehr abzulegen.



esondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. H. Heine



55	67	2	41	26	81	48		99	58	90	6	15

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Farbenkünstler, 4. Strichmaler, Karikaturist, 9. schmaler Wasserlauf im Wattenmeer, 12. altgriechischer Dichter (gest. 240 v. u. Z.), 13. Nebenfluß der Elbe (im Bezirk Magdeburg), 14. Titel einer Oper von Bellini, 15. Jagdruf, 16. Gestalt aus „Don Carlos", 17. Erweiterung bestehender baulicher Anlagen, 19. Fernseh-Musiksendung, 21. Erklärung eines Wortes (Sprachw.), 23. Dauerfahrer hinter einem Motorschrittmacher (Radsp.), 26. Siegerin, Gewinnerin, 29. Gestalt aus „Der arme Konrad", 30. Flächenmaß in der Schweiz, 32. Frauenname, 33. Titelgestalt bei Ibsen, 35. chemisches Element, Edelgas, 37. englischer Männername, 38. alter nordischer Mehrpaartanz, 40. die scheinbare Sonnenbahn am Himmel im Laufe eines Jahres (Astron.), 43. wasserhaltiges Magnesiumsilikat, Mineral, 45. russischer Architekt und Städtebauer (gest. 1849), 48. Zehn-Dollar-Goldmünze (bis 1933 geprägt), 49. latein.: ist, 51. Teil der Blüte, 55. Düngemittel (Kurzwort), 57. bodenbrütender Finkenvogel, 60. Literaturgestalt bei F. Selbmann, 61. eine der Kleinen Sundainseln, 63. Speise, Kost, 66. Außenparasit auf Vögeln und Säugetieren, 68. Angehöriger eines germanischen Volksstammes, 70. Fluß im Süden Frankreichs, 72. alte Währungseinheit in Peru, 73. unnützes Zeug, 75. Fragepunkt, 76. griechischer Buchstabe (alte Schreibweise), 77. Münzeinheit in Vietnam, 79. Wacholderbranntwein, 81. Edelstein mit geschnittenem Bild, 83. Tageszeit, 86. Südfrucht, 87. altes Holzraummaß, 89. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 92. mohammedanische Begrüßungsformel, 93. Sumpfbiber, Biberratte, 94. Name eines Süßwassersees in der Sowjetunion, 95. Titelgestalt bei Jules Verne, 96. Kurzwort für das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale, 97. Untergrundbahn, 98. offene Feuerstätte in einem Wohnraum, 99. Halbinsel im Nordwesten Frankreichs, 100. Kennzeichen, Wundmal.

Senkrecht: 1. satz- oder sendereife Vorlage für die Veröffentlichung, 2. Entwicklungsform bestimmter Tiere, 3. deutscher Erzähler (gest. 1910), Autor des Romans „Der Hungerpastor", 4. Teil des Gebisses, 5. stufenförmig angeordnete Schalen, 6. Wirrwarr, Durcheinander, 7. Flüssigkeitsrest, 8. sich drehender Teil elektrischer Maschinen, 9. Gesamtheit des Zeitungs- und Zeitschriftenwesens, 10. Teil des Weinstocks, 11. Mathematiker der Schweiz (gest. 1783), 17. Gebiet um den Nordpol, 18. Vorrichtung zum Anhalten von Drehbewegungen, 20. Vogelwelt einer Landschaft, 22. zur ungeschlechtlichen Vermehrung dienender Pflanzenteil, 24. Aufgußgetränk, 25. farbige Ringerscheinung um Himmelskörper, 27. Farbabstreicher an Tiefdruckmaschinen, 28. Backmasse, 30. Sammlung von Aussprüchen, 31. deutscher Volksliedsammler (gest. 1883), 34. Mutter Kriemhilds (Nibelungensage), 36. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 39. Wallfahrtsort in Tirol, 41. Nichtfachmann, 42. Additionszeichen, 44. Vorname der Malerin Grundig, 46. dicker Saft, 47. Tafelgemälde, 50. in Kurzschrift festgehaltene Rede, aufgenommenes Diktat, 52. ehemaliger sowjetischer Schachweltmeister, 53. Beiname für Karl Marx, 54. gazeartiges, leichtes Gewebe, 56. deutsche Schriftstellerin (gest. 1859), 57. Feuerländer, 58. französischer Schriftsteller (gest. 1747), Autor des Romans „Der hinkende Teufel", 59. Angehöriger einer Sprach- und Völkergruppe im Nordosten Afrikas, 61. engl.: Zehn, 62. Fliegenlarve, 64. Ergebnis der Addition, 65. Staatshaushalt, 66. Fell des sibirischen Eichhörnchens, 67. Nebenfluß der Wolga, 69. jahreszeitliche Winde im Mittelmeergebiet, 71. Flußmündung (span.), 74. Bezeichnung für eine Echsenfamilie, 78. Hafenstadt in Japan, 80. alter Titel moslemischer indischer Fürsten, 81. Kunstgattung, Art, 82. Kopfbedeckung hoher geistlicher Würdenträger, 84. Raubkatze, Schneeleopard, 85. Jugendbuch von Ludwig Renn, 86. Münzeinheit in Rumänien (Mz.), 88. kurzer Filmabschnitt, der eine Dialogeinheit bildet, 90. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 91. spitzer Pflanzenteil.

In diesem Jahr wäre der Pressezeichner und Karikaturist Erich Schmitt 65 Jahre alt geworden. Von dem am 29. Dezember 1984 verstorbenen Künstler veröffentlichte die „Berliner Zeitung" seit 1948 fast täglich Zeichnungen. Ob er mit frechem Zeichenstift die große Politik auf das Papier brachte oder die kleinen Dinge des Lebens darstellte, er erfreute sich großer Beliebtheit. Besonders mit seinen Fortsetzungsfolgen – wie Schwester Monika oder Tierpark-Ede – hatte er großen Erfolg bei seinen Lesern. Auch die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt den Titel einer dieser Serien.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 9 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 24. Mai 1989 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 12/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

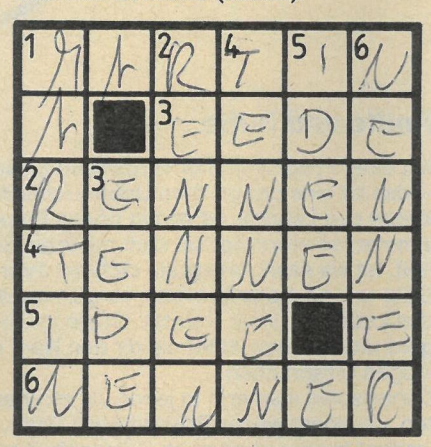
Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Magische Figur

Die Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

1. männlicher Vorname, 2. Sportveranstaltung, 3. Grenzort in den Niederlanden, 4. fester Scheunenboden (Mz.), 5. Gedanke, Einfall, 6. Teil des Bruches (Math.).



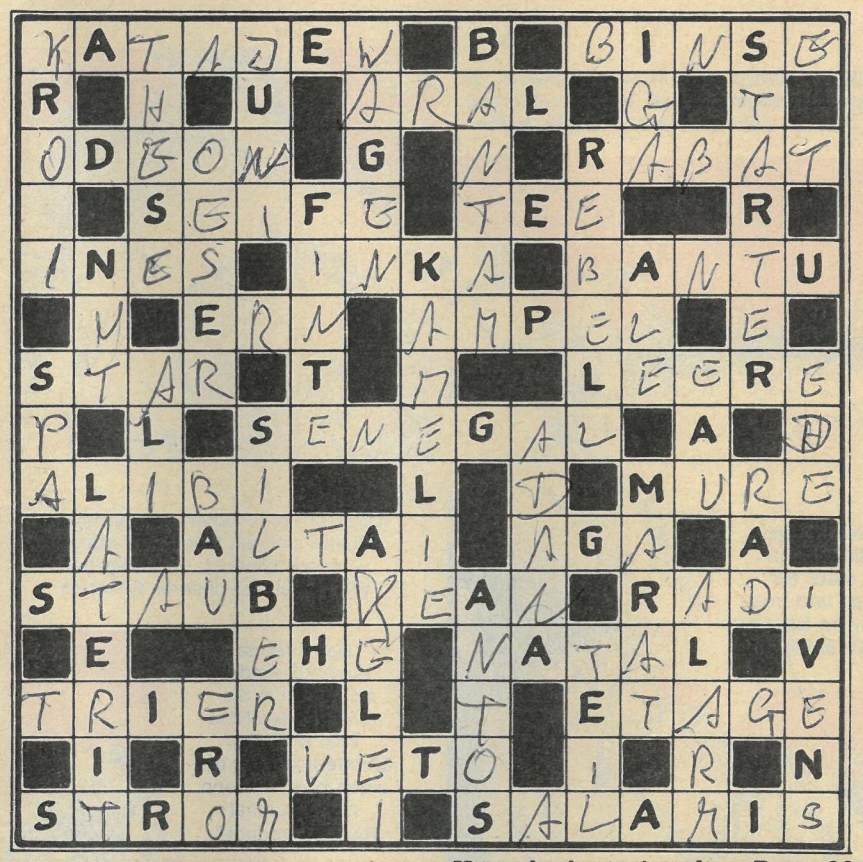
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
*
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Stadt in der Türkei, 2. südamerikanische Riesenkröte, 3. Zierpflanze, Hahnenfußgewächs, 4. englische Biersorte, 5. arabischer Männername, 6. Ruf zum Einsatz, 7. Abwesenheitsnachweis, 8. Hochgebirge in Zentralasien, 9. Lichtsignalanlage, 10. tschechischer Bildhauer (gest. 1938), 11. Name eines Sees in der UdSSR, 12. Gewichtsklasse bei Zweikampfsportarten (Kurzw.), 13. Sprach- und Völkergruppe in Afrika, 14. Tierbehausung, 15. grasartige Pflanze, 16. französ.: Wasser, 17. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 18. Lebensbund, 19. Hausflur, 20. jugoslawischer Volksschelm, 21. Stockwerk, 22. Täuschungsmanöver, 23. Ausstellungsgelände in Erfurt, 24. Gestalt aus „Die Afrikanerin", 25. Herrscherkaste im alten Peru, 26. niederländischer Dokumentarfilmregisseur (geb. 1898), 27. Monatsname, 28. strauchige Zimmerpflanze, Teegewächs, 29. russisch-sowjetischer Schriftsteller, Autor des Romans „Es blinkt ein einsam Segel", 30. englischer Schauspieler (gest. 1833), 31. nach Schätzungen angefertigte Geländeskizze, 32. roter tropischer Verwitterungsboden, 33. Vakuum, 34. französischer Revolutionär (gest. 1793), 35. Schutt- und Schlammstrom im Hochgebirge, 36. Hafenstadt in Brasilien, 37. rillenförmige Vertiefung, 38. Musikhalle im antiken Griechenland, 39. Maler (gest. 1799), Zeichenlehrer Goethes, 40. Hauptstadt von Marokko, 41. Wagenteil, 42. Rettich (österr.), 43. Aufrührer, Aufständischer, 44. Insel Griechenlands vor Attika, 45. Waschmittel, 46. Staat in Westafrika, 47. chemisches Element, Edelmetall, 48. Badeort in Belgien, 49. Singvogel, 50. Kraftfahrzeuganlasser, 51. kleine Schmutzteilchen, 52. großer Fluß, 53. aromatisches Aufgußgetränk, 54. Stück vom Ganzen, 55. wissenschaftlich zu beweisende Behauptung, 56. Geburtsort von Marx, 57. Einspruchsrecht, 58. Gefährt.

Ohne Blindfelder

Die erforderlichen Blindfelder (ihre Anzahl ist jeweils in Klammern angegeben) sind vom Rater selbst an der richtigen Stelle einzusetzen.

Waagerecht: 1. Nachrichtenagentur der UdSSR (2), 2. übertrieben genauer Mensch (1), 3. chemisches Element, Nichtmetall (2), 4. Tür- oder Fensterverschluß (1), 5. Fluß in Peru (3), 6. Funkmeßverfahren (2), 7. französischer Komponist (gest. 1937) (2), 8. latein.: Kupfererz (3), 9. bunter Baumvogel (1), 10. Ureinwohner der Philippinen (2), 11. Säulendeckplatte (Arch.), (1), 12. Darstellungsweise (2).

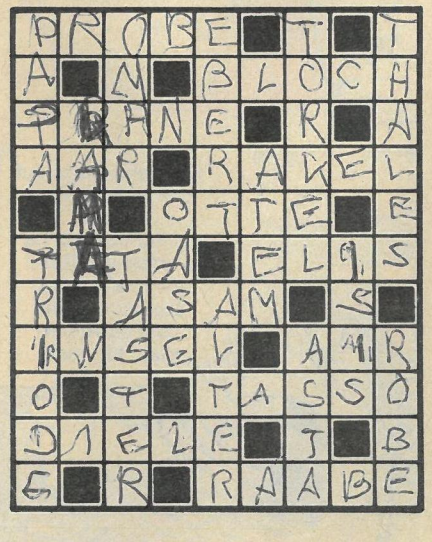
Senkrecht: A) Blechblasinstrument – chemisches Element, radioaktives Metall (2), B) Knolle mancher Orchideen (4), C) Schimmelpilz (Mundart) – Verwaltungskörperschaft einer Universität (2), D) Organisationsform des Hochschulstudiums (3), E) Sitz der Stadtverwaltung (3), F) Werkzeug – Probe, Versuch (2), G) Nachkomme (4), H) aufrecht stehende Grabtafel – Veranstaltungsraum (2).

	A	B	C	D	E	F	G	H
1								
2								
3								
4								
5								
6								
7								
8								
9								
10								
11								
12								

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt.

Aar, Air;
Asam, Asta, Atem, Blis, Isis, Lama, Oase, Omar, Otte, Papa, Robe, Tata;
Alter, Bloch, Ebert, Diele, Insel, Plane, Probe, Raabe, Rakel, Tasso, Taster, Thales, Torkel, Triode.



Schach

Tal bleibt Tal

PIRC/UFIMZEW-VERTEIDIGUNG, M. Tal (UdSSR)–J. Speelman (England):

1. e4 d6 2. d4 g6 3. Sf3 Lg7 4. Le2 Sf6 5. Sc3 0-0 6. 0-0 c5 7. d5 Sa6 8. Te1 Sc7 9. Lf4 b5 10. S:b5 S:e4 11. S:c7 D:c7 12. Lc4 Sf6 13. h3 Te8 14. Tb1 a5 15. Dd2 Db6 16. Te3 La6 17. L:a6 D:a6 18. Tbe1 Kf8 19. Sg5 Db7 20. c4 Db4 21. De2 h6 (Tal schlägt zu:) **22. S:f7 K:f7 23. Tb3 Da4 24. De6+ Kf8 25. Tb7 D:c4 26. L:d6 Sg8 27. Te3 Lf6 28 Tf3 Kg7 29. L:e7 T:e7 30. T:e7+ S:e7 31. D:f6+ Kg8 32. Df7+ Kh8 33. D:e7 D:d5 34. Tf7 1:0.**

Die Partie stammt vom dritten Turnier um den Chess World Cup 1988/89 in Reykjavik, wo der Rigaer Exweltmeister hinter seinen Landsleuten Weltmeister Garri Kasparow und Alexander Beljawski einen hervorragenden dritten Rang einnahm.

Auflösungen aus Heft 8/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Robbe (31), Asam (12), Drama (71), Limo (64), Ani (26), Kalla (84), Omen (19), Etage (7), Kamera (75), Gebot (88), Trog (48), Liek (1), Belt (43), Einerlei (15), Lake (29), Aas (63), Relikt (90), Tadel (74), Sonett (45), Ner (68), Flegel (100), Tenne (17), Eins (57), Esther (35), Teiler (85), Korb (22), Asen (4), Orakel (60), Sommer (70), Lena (33), Eifer (42), Erfolg (95), Uwe (76), Dorier (103), Antos (66), Teller (92), Lar (9), Erna (94), Material (25), Knab (101), Inka (3), Erle (81), Mensa (13), Hantel (50), Trara (72), Noll (39), Ilawa (46), Boa (61), Espe (36), Enare (104), Sure (96), Radio (42).

Senkrecht: Rakete (65), Balkon (40), Elam (23), Amor (54), Somali (20), Mangel (80), Dieb (16), Arate (89), Adept (83), Lage (87), Tobel (15), Ella (99), Ekart (32), Riga (56), Laken (51), Ralf (77), Esse (27), Kette (41), Ines (79), Inn (98), Treibhaus (10), Therapeut (5), Dante (59), Oger (37), Elter (62), Lel (34), Erkel (6), Sense (86), Emmer (73), Oleat (28), Orfe (49), Aul (67), Order (82), Eris (58), Iwein (2), Fel (53), Orla (24), Gare (91), Ornis (38), Opal (47), Leber (78), Aton (11), Ananas (55), Mahler (97), Reel (18), Irland (30), Legato (102), Katze (69), Amara (44), Nabe (8), Alse (93), Tier (21).

Raten und Rechnen:

384	:	24	=	16
−		×		+
276	+	8	=	284
108	+	192	=	300

Magisches Quadrat: 1. Brigg, 2. Ruder, 3. Iduna, 4. Genom, 5. Gramm.

Rätselpyramide: 1. No, 2. one, 3. Nero, 4. Orden, 5. Rodeln, 6. Rondell.

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 6) aus Heft 6/1989

Waagerecht: 1. Fichte, 4. Schierling, 12. Imme, 13. Ralle, 14. Amado, 15. Stern, 17. Ahorn, 20. neo, 21. Los, 22. Grad, 24. Raster, 27. Steak, 29. Leier, 32. Air, 33. Nässe, 34. Abbe, 36. Rasen, 39. Rain, 41. Gneis, 42. Olga, 45. Titer, 46. Ossa, 48. Trara, 50. Stop, 51. Abend, 52. Tera, 54. Natal, 56. Spur, 57. Sepia, 59. EKG, 61. Eklat, 64. Ruder, 66. Steppe, 68. Gips, 70. Pik, 73. Rho, 74. Hegel, 75. Skote, 76. Isere, 77. Relief, 78. Mali, 79. Feuer, 80. Seidelbast, 81. Riester.

Senkrecht: 1. Farn, 2. Chlor, 3. Trend, 5. Chaos, 6. Irokese, 7. Rost, 8. Igel, 9. Ginster, 10. Omega, 11. Maori, 16. Ross, 18. Hue, 19. rue, 23. Adele, 25. Arras, 26. Bärlapp, 28. Kandidat, 29. Liguster, 30. Iberer, 31. Raste, 32. Aba, 35. Botanik, 37. Spa, 38. nett, 40. Appell, 43. Gran, 44. Haare, 46. Ort, 47. Salep, 49. Rossi, 50. Sog, 53. Asepsis, 55. Antrieb, 58. Erik, 60. Keres, 62. Kiefer, 63. Akelei, 65. Ungar, 67. Preis, 68. Gorki, 69. Palas, 71. Komi, 72. Nele, 74. Hefe.

Lösung: Blaues Kopfgras

Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Annemarie Laarz, Seltz-Pflegeheim, 2021

2. Preis:
75,– M Margot Donath, Berlin, 1095

3. Preis:
50,– M Horst Lohse, Dresden, 8019

4.–8. Preis:
je 25,– M Margot Blaurock, Sondershausen, 5400; Alfred Drechsel, Tangermünde/Elbe, 3504; Rosemarie Fischer, Manebach, 6313; Christian Mann, Berlin, 1035; Erich Rothe, Rübeland, 3725.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

1. DER ALTE SEEMANN

Eines Tages kommt ein alter Seemann in das Wirtshaus „Zum Admiral Benbow", in dem ich mit meinen Eltern wohne, gestampft. Der Mann ist groß, breitschultrig und trägt einen Matrosenzopf. Quer über sein Gesicht zieht sich eine gräßliche Narbe.

ADMIRAL BENBOW

1

Fünfzehn Mann auf des toten Mann's Truh,
Jo-ho-ho und 'ne Buddel voll Rum!
Hallo, Kamerad! Das ist hier der richt'ge Ankerplatz für mich!

Unser Gast, der sich „Kapitän" nennen läßt, ist nicht sehr gesprächig. Stundenlang treibt er sich, mit einem Messing-Fernrohr bewaffnet, auf den Klippen herum. Bevor er die Schenke betritt, „sichert" er immer erst vorsichtig die Gegend und fragt lauernd, ob wohl inzwischen ein Seemann angekommen sei.

2

Bist ein gescheiter Bengel, wie? Hier, vier Silberpence für dich. Sollst dafür die Augen offenhalten und mir sofort melden, wenn ein Seemann mit einem Stelzbein auftaucht!

Nachts, wenn der Sturm ums Haus heulte, lauschte ich zähneklappernd auf jedes ferne Geräusch.

3

An einem bitterkalten Januarmorgen tastet sich ein Mann, der offensichtlich blind ist, mühselig den Weg hinauf zu unserer Schenke.

Hallo! Ist da jemand? Findet sich denn in diesem elenden Nest kein ehrlicher Christenmensch, der einen blinden Mann zum „Admiral Benbow" bringt?

Bis in die Träume verfolgt mich der Stelzbeinige.

4

Aber Sie stehen ja davor! Kommen Sie, wärmen Sie sich auf! Mutter hat schon eingeheizt!

5

Hör zu, ich such meinen Maat Bill. Is' wohl hier nicht vorbeigekommen, wie? Hat 'nen Säbelhieb auf der Backe... Ha, da kommt er ja! Schnell, hinter die Tür! Ein Mucks, und ich brech dir die Knochen!

6

Jawohl, der Schwarze Hund! Wie er leibt und lebt! Hat lange gebraucht, um seinen lieben alten Bill zu finden. Hab' dir was Hübsches mitgebracht, Kamerad! Streck deine Hand aus!

Der Schwarze Hund!

7

Tod und Teufel! Was für eine Nachricht! Um zehn Uhr also! Wenig Zeit!

Frist: Heute abend 10 Uhr!

8

Plötzlich ein schreckliches Getöse! Ein Schrei! Aus einer Schulterwunde blutend, stürmt der Schwarze Hund aus dem Haus. Der Kapitän ringt nach Luft und stürzt tot zu Boden.

9

Frei nach dem gleichnamigen Roman von R. L. Stevenson, gezeichnet von Andrej Nekrassow aus Moskau.

Fortsetzung von Seite 35

Grün ist die Farbe der Hoffnung

ben unter Wasser angepaßt sind. So daß die grüne Farbe nichts mit der Hoffnung zu tun hat, das kommt vom Wasser!"

„Ach wo", wehrte der Erfinder ab, „das Wasser in Ihrem Aquarium ist farblos. Das ist was anderes..."

Das Bild wurde klarer. Es war deutlich, voller erstaunlicher Einzelheiten. Es sah jedoch sonderbar aus, als ob das Zimmer aus Pflanzen und Felsbrocken gebildet würde. Dann tauchten Menschen auf der Bildfläche auf.

„Schalten Sie das aus... Ich hab Angst", flüsterte Frau Konopková. Ihr Mann dagegen rief:

„Wovor fürchtest du dich, Dummkopf!" Es klang grob, aber seine Frau täuschte er damit nicht. Sie merkte, daß auch ihm die Angst im Nacken saß.

Zwei menschliche Gestalten, ein Mann und eine Frau, bewegten sich langsam, fließend, wie Medusen im Meer. Die Form ihrer Körper war stark verzeichnet. Der Kopf saß mit einem allmählichen Übergang auf dem Rumpf, so daß die Menschen an seltsame langgestreckte Frösche oder Molche erinnerten. Anstelle der Gesichter hatten sie Ovale ohne Augen und Nase, dafür war der Mund riesig, wie ein Froschmaul. Ihre Köpfe waren mit Haaren bewachsen, aber die sahen aus wie ein Dickicht langer glänzender Fühler, die sich tierisch bewegten.

Das Ehepaar Konopek saß wie erstarrt, nur Ingenieur Macek raffte sich zu einem Wort auf: „Das sind offenbar Sie beide, wie Ihre Fische Sie sehen. Verstehen Sie jetzt, was mein Gerät vermag? Sie sehen sich selbst mit den Augen der eigenen Tiere. Ich habe nicht geahnt, daß..." Er verstummte und fügte dann hinzu: „Vielleicht zeigt das Gerät noch mehr, und wir erfahren, was für eine Sehnsucht und Hoffnung die roten Karauschen haben!"

„Unsinn! Meine Schwester in Vlasim sagt", fuhr ihn die Konopková an und wollte noch etwas hinzufügen, als auf dem Bildschirm etwas geschah, das allen den Atem nahm.

Das Fenster blähte sich plötzlich auf, und in das Zimmer strömte Wasser. Weder die Möbel noch die beiden Gestalten bewegten sich bei dem Zustrom von der Stelle, sie bebten nur unmerklich. In kurzer Zeit war der ganze Raum bis unter die Decke überflutet.

Bisher hatte auf dem Bildschirm die grüne Farbe vorgeherrscht, die Farbe der Hoffnung, wie Ingenieur Macek wiederholte. Von diesem Augenblick an blühten hier und da die Farben des Regenbogens. Auch aus dem Reproduktor klangen neue Töne. Das triste graue Rauschen war verstummt, sie hörten munteres Brummen und danach folgten Triller unbekannter Musikinstrumente, vielleicht einer Flöte, vielleicht einer Oboe, gestört von dem brüllenden Lärm und Geheul unirdischer Kehlen, dieses Geräusch verstärkte sich, und der Bildschirm flammte in hellen Farben, als ob in den Straßen der Hauptstadt die Banner zur Feier des Sieges aufblühen.

Die Menschen, die diese Kakophonie hörten, verstanden schlagartig, daß dies ein Hymnus des Triumphes war, und die Angst überfiel sie so stark, daß sie zu schreien begannen. Sie wagten jedoch nicht, sich zu bewegen.

Dann tauchten Fische auf dem Bildschirm auf.

Die roten Karauschen kamen von links und von rechts geschwommen, leicht und elegant, sie kreisten um die beiden Gestalten wie bei einem königlichen Menuett, und dann wandte sich einer der Frau zu und schnappte mit seinem runden Maul ihr Haar. Die beiden anderen folgten ihm flink und fraßen die Haarfühler mit offensichtlichem Appetit. Der Kopf der Frau und dann der ganze Rumpf, von der Andeutung der Schultern bis zum Gürtel, begann sich zu spalten, und es dauerte nicht lange, bis die ganze Gestalt in ein wimmelndes Knäuel langer Fäden zerfiel, das gleiche geschah etwas später mit dem Mann. Die Karauschen fraßen die Fäden schnell und wutentbrannt, sie wuchsen offensichtlich, als ob ein Ballon aufgeblasen würde, und auch die Musik, ja, es war Musik, gewann an Kraft und Aggressivität.

Schließlich blieben nur noch ein paar zerrissene Fädchen übrig, und die Fische ließen sie achtlos zu Boden sinken. Sie wandten sich den Zuschauern zu und schwammen unter kaum merklichem Zittern der Flossen zu ihnen, majestätisch wie Atom-U-Boote, und in ihren runden Augen brannte das fahle Leuchten des Hasses.

„Nein!" rief die Konopková und stand unter Anspannung all ihres Willens auf, kämpfte sich zum Fernseher vor wie gegen starken Wind, drückte die Handfläche auf den Schalter, und der Bildschirm erlosch. Dann lehnte sie sich mit dem Rücken an die Wand und blickte die beiden Männer an, die sich nicht zu rühren wagten.

Als erster kam Konopek zu sich. „Betrug!" rief er. „Das war irgendein Film... eine Aufzeichnung... Emilka!"

„Ich hab doch gesagt, Sie sind ein Scharlatan!" fügte seine Frau hinzu.

Ingenieur Macek fragte leise: „Soll ich den Versuch wiederholen... an Matylda? Wollen Sie sich überzeugen, welch Hoffnung Ihre brave Katze Matylda in sich hegt?"

„Nein!" schrie Konopek, und als er bemerkte, daß Ingenieur Macek ironisch lächelte, fügte er hinzu: „Matylda ist ein liebes Kätzchen. Ich erlaube nicht..."

Er konnte sich nicht beherrschen, schüttelte sich vor Widerwillen und warf die schlafende Katze vom Schoß. Die machte einen Buckel und verließ mit hochgerecktem Schwanz gelangweilt das Zimmer. Konopek blickte ihr nach, und ihm war klar, er würde nie wieder ruhigen Sinnes ein Tier ansehen können.

KASKO bevor es zu spät ist!

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Auf Fischfang im ATLANTIK

Wenn Sie gern zur See fahren möchten, könnten Sie dabeisein.

Auf den Schiffen unserer Hochseefischereiflotte gibt es im Bereich Fischverarbeitung/Deck Einsatzmöglichkeiten in der kombinierten Tätigkeit als

Produktionsarbeiter/Decksmann

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind ein Mindestalter von 18 Jahren und ein guter Gesundheitszustand.
Die Entlohnung – verbunden mit seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Wir beraten Sie gern über Ihre Möglichkeiten und bitten, Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf beizufügen.

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
Am Fischkombinat 11
Rostock 5 · 2510

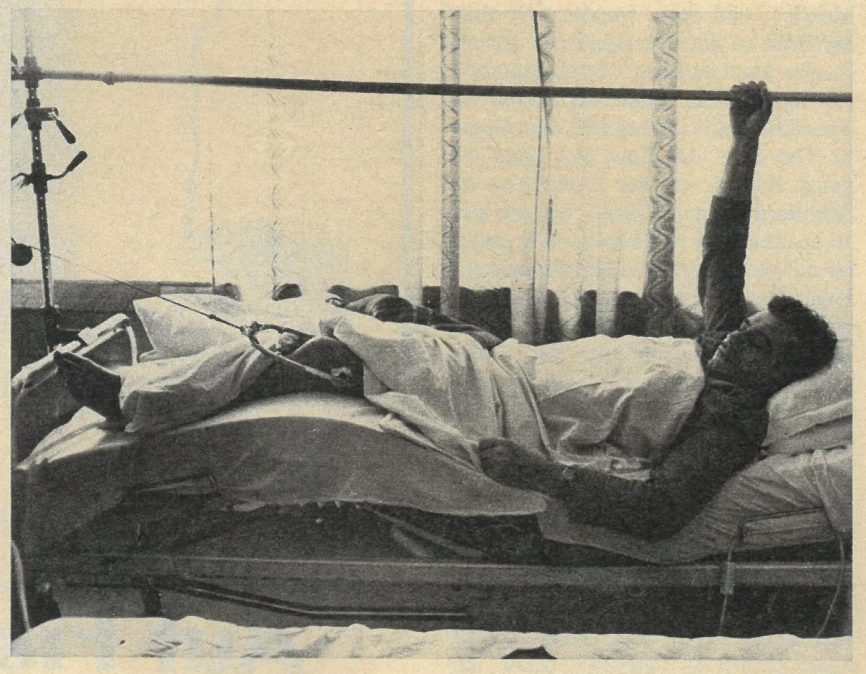
Berufsberatungskabinett des VEB Fischkombinat Rostock
Stephanusstraße 12
Halle · 4020

Berufsberatungskabinett des VEB Fischkombinat Rostock
Laurinstraße 5 / PF 430
Dresden · 8010

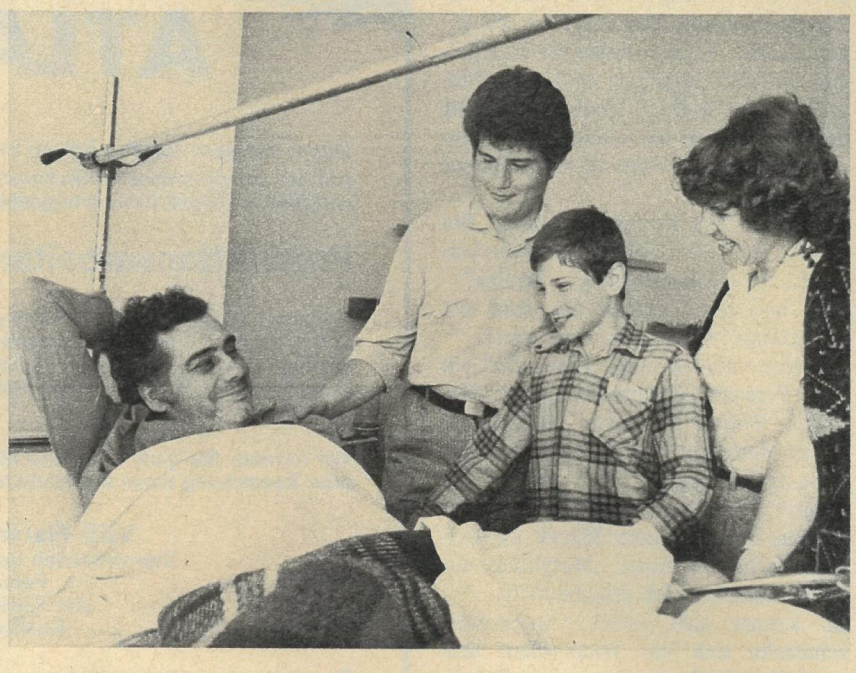
Reg.-Nr. 1/I/89

„...ich lebe!"

Das Krankenzimmer Nr. 8 unterscheidet sich in nichts von den anderen der Militärmedizinischen Akademie Sofia. Doch liegt hier jener Mann, von dem die Nachrichtenagenturen gemeldet hatten, daß er nach einem Autounfall allein, ohne Nahrung und schwer verletzt 40 Tage in einer tiefen Schlucht des Balkan-Gebirges verbrachte: Georgi Iwanow. Exklusiv für FREIE WELT hat ihn Petyr Stantschew von der Agentur Sofia-Press besucht.



Georgi Iwanow, mit Drähten und Gewichten ans Bett gefesselt. Zu schwer der Bruch. Zu lange die Zeit bis zur ersten ärztlichen Versorgung. Doch er ist zuversichtlich. Viele Besucher kommen – Kollegen, Freunde und die Familie natürlich: Seine Frau, die Söhne Iwan und Kusmin.



Welcher der drei im Zimmer ist er? Ein entblößtes Bein, an dem Gewichte hängen, zeigt mir „meinen" Patienten. Doch dann zweifle ich plötzlich. Wie kann ein Mensch, der fast 40 Tage an der Grenze zwischen Tod und Leben verbracht hat, so aussehen? So ausgeglichen sein trotz seiner Verletzung?

Diagnose des Leiters der Klinik für Traumatologie, Dozent Ilija Kyrshin: „Schwerer Bruch im Bereich des linken Hüftgelenks. Das Becken ist gebrochen, der Kopf des Oberschenkelknochens ist in das Becken hineingetrieben worden. Oberschenkelknochen und Beckenknochen können nach so langer Zeit nur wieder in eine richtige Stellung zueinander gebracht werden, wenn Zugkräfte wirken. Erst nach dieser Behandlung kann durch Operation der Pfannenboden des Hüftgelenks wiederhergestellt werden."

Jeder andere an seiner Stelle – sogar mit dem gleichen Körpergewicht von 120 kg, von denen alle 24 Stunden im Durchschnitt ein Kilogramm schwindet – würde wohl nicht einmal die erste Woche durchgehalten haben, die Georgi Iwanow im Feuer des unerträglichen Schmerzes verbrachte.

Georgi Iwanow: „Ich war eingeschlafen, als das Auto, das mein Schwager Walentin Welew lenkte, in die fast 150 Meter tiefe Schlucht rechts von der Straße zur Berghütte ‚Morgana' abstürzte. Wir wollten uns dort mit seiner Frau treffen. Es war der 18. Februar 1989 gegen 21.30 Uhr. Ich weiß nicht, wie wir von der Straße abkamen, spürte nur einen Schlag, wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, daß ich im Schnee lag. Direkt neben dem zertrümmerten Auto, das auf dem Dach stand. Der Schmerz war sehr stark und ich fühlte, daß meine Zehen erfroren sein mußten. Ich hatte nur Oberhemd und Jacke an, die jetzt zerrissen waren. Mit großer Mühe kroch ich ans Auto. Die eine Tür war offen, es gelang mir, hineinzukriechen. Der hintere Sitz war heruntergefallen, ich konnte mich drauflegen. Im Auto waren zwei Decken, mit denen ich gewöhnlich die Sitze überzog. Diese Decken retteten mich wohl. Ich wickelte mich ein, bewegte mich kaum, da die Schmerzen unerträglich wurden. So verbrachte ich die ersten vier, vielleicht auch fünf Tage. Die einzige Bewegung: Ich streckte meine Hand aus der Tür, holte etwas Schnee und stillte meinen Durst..."

Ein anderer an seiner Stelle – wenn auch mit festerer Psyche – würde wie ein Wolf vor Hunger zu heulen beginnen.

Georgi Iwanow: „Vielleicht ‚ernährte' ich mich von meinem eigenen Gewicht, denn Hunger hatte ich eigentlich nicht. Ich träumte auch von keinen Schweinekoteletts. Als ich hin und wieder schlief – nicht mehr als zwei oder drei Stunden pro Tag – sah ich sofort Walentin vor mir, als wäre er lebendig. Dabei lag er schon lange tot unter dem Auto, nur einige Meter von mir entfernt. Ich glaube, das war das Schlimmste..."

Ein anderer an seiner Stelle – allein mit sich und seinem Schmerz in dieser Gebirgsschlucht, weit ab vom Weg, der die Städte Etropole und Slatiza zu beiden Seiten des Balkan-Gebirges verbindet – würde allein durch den Gedanken, daß er keinen Ausweg sieht und kaum eine Chance zu überleben hat, den Verstand verlieren.

Georgi Iwanow: „Ich war sicher, daß man uns sucht. Unsere Angehörigen wußten ja, daß wir zur Berghütte wollten. Es verging ein Tag, vergingen fünf Tage, zehn Tage... Es passierte nichts! Anfangs rief ich um Hilfe, dann wurde mir klar, daß es keinen Sinn hat. Ich begann zu überlegen, wie ich mir selbst helfen könnte. Meine große Chance bestand darin, daß das Auto quer über einem Bach lag, aus dem ich mit einem gefundenen Plastegefäß Wasser schöpfen konnte. Mit viel Mühe gelang es mir auch, einen orangefarbigen Fetzen an ein Röhrchen zu binden und es an das Auto zu stecken – in der Hoffnung, daß das doch jemand sehen wird. Mir fiel ein, daß ich im Auto Streichhölzer hatte. Ich wollte Feuer anzünden, da Rauch weithin zu sehen ist. Leider waren sie im Schnee naß geworden. Zwei Tage lang versuchte ich Hölzchen für Hölzchen zu trocknen – vergeblich. Was sollte ich tun? Ich mußte mich mit allem abfinden. Ich hörte sogar auf, meine Uhr aufzuziehen, da nach jedem Blick darauf die Zeit langsamer vergeht. In meiner Jackentasche fand ich ein Stück Papier und einen Bleistift. So begann ich, mir alle zwei bis drei Tage zu notieren: fünf, zehn, zwanzig Tage..."

Hatte ihn denn niemand vermißt?

Violeta Iwanowa, die Gattin: „Am Sonntag, dem 19. Februar, kam meine Schwester von der

Berghütte zurück und sagte, daß sie weder ihren Mann Walentin noch Georgi getroffen habe. Wir warteten noch einen oder zwei Tage ab. Vielleicht, so dachten wir, sind sie aufgehalten worden, mußten einen Verletzten bergen. Dann gerieten wir in Panik und meldeten die Vermißten bei der Miliz."

Aus der Mitteilung der Verwaltung des Innenministeriums in Etropole, die vom Bulgarischen Fernsehen ausgestrahlt wurde: „... Seit dem 18. Februar wird ein schwarzer ‚Wolga', GAS Nr. 21 ... vermißt. Das Auto ist Eigentum von Georgi Iwanow, 40 Jahre alt, aus Sofia, Hauptfeldwebel der Bulgarischen Volksarmee, Kraftfahrer, verheiratet, zwei Kinder. Bürger, die über ihn, seinen Mitfahrer oder den PKW etwas wissen, werden gebeten, sich in der nächsten Dienststelle des Innenministeriums zu melden ..."

Violeta Iwanowa: „So viele Gedanken gingen mir durch den Kopf, als mir klar wurde, daß mein Mann verschwunden ist. Etwas Furchtbares mußte passiert sein. Vielleicht waren beide ermordet worden. Fragen Sie mich nicht, was ich in diesen Tagen und Nächten zusammen mit meinen zwei Söhnen – der eine macht in diesem Jahr sein Abitur – durchgemacht habe."

Aus einer Aktennotiz des Chefs der Verwaltung des Innenministeriums in Etropole: „Wir organisierten sofort eine Suchaktion, an der sich eine Militäreinheit und ein Hubschrauber beteiligten. Aber unsere Bemühungen blieben umsonst. So kam der 40. Tag, an dem wir uns entschlossen – ohne jegliche Hoffnung, die zwei lebend zu finden –, einen letzten Versuch zu machen. Dieses Mal jedoch durchforschten wir alle Schluchten zu beiden Seiten des Gebirgspasses, der von Etropole nach Slatiza führt ..."

Augenzeuge Zwetan Natschew, Mitarbeiter des Innenministeriums: „Wir liefen einer hinter dem anderen, ich ganz vorn. Als wir schon wieder hinaufsteigen wollten, sah ich den umgekippten Wolga. Und kurz danach, wie im Alptraum, ein menschliches Gesicht. ‚Wer bist du?' ‚Goscho', antwortete der Liegende. ‚Und du?' fragte er, während ich mich näherte. ‚Zezo', sagte ich."

Georgi Iwanow: „Meinen Notizen nach sollte es der 27. März sein. Später erfuhr ich, daß ich mich um zwei Tage verrechnet hatte. Es war der 29. Draußen schien die Sonne, ich hatte gerade meine Hand ausgestreckt, um die Tür aufzumachen, um etwas Wärme hereinzulassen, denn ich glaubte meinen Körper gar nicht mehr zu spüren. Ich war am Ende meiner Kräfte, als ich eine Stimme hörte und einen Menschen mit einem Funkgerät sah. Es wurde mir schwindlig. Und immer wiederholte ich zwei Worte: Ich lebe! Ich lebe! ..."

Meinung von Dozent Anastasija Krystewa vom Institut für Gastroenterologie und Ernährung: „40 Tage unter diesen Bedingungen zu hungern ist wohl die Grenze menschlicher Möglichkeiten. Nur Menschen mit äußerst gesundem Organismus können durchhalten und überleben."

Fotos: Shiwko Angelow; Zeichnung: Karl Fischer

Eßbare Blüten

Bescheidenes Maßliebchen

Voller Staunen stehen wir im Winter vor den Zweigen der Zaubernuß, die mitten im verschneiten Park ihre Blüten öffnet. Wer aber beachtet das Gänseblümchen, auch Maßliebchen genannt, das bereits unter der Schneedecke zu blühen beginnt. Dabei brauchen wir oft nur vor die Haustür zu treten, um uns am bescheidenen Flor dieser Pflanze zu erfreuen. Überall auf kurzgehaltenen Rasenflächen breiten sich die dicht am Boden liegenden Blattrosetten aus. Besehen wir die weißen Blütenkörbe genauer, erkennen wir, daß sie aus gelben Scheibenblüten bestehen, die am Rand von weißen Zungenblüten umgeben sind. Durch den niedrigen Wuchs übersteht das Gänseblümchen (Bellis perennis) jeden Schnitt mit dem Rasenmäher fast ungeschoren. Früher hingegen setzte sich die Pflanze besonders dort durch, wo auf den Gänseweiden der harte Schnabel des Federviehs die Grashalme, aber nicht die spatelförmigen Blätter der Rosetten erfassen konnte. Das erklärt ihren Namen.

Ein roter Hauch auf dem Weiß der Zungenblüten gab Anlaß zu mancher Legende. Bereits im Altertum hieß es, daß die Pflanze entstanden wäre, als die schöne Helena bei ihrer Entführung blutige Tränen vergoß, die sich in die bescheidenen Blümchen verwandelten. Diese Sage wurde zur Zeit der Christianisierung verfremdet; die am Grabe Christi vergossenen Tränen hätten sich zu Gänseblümchen umgewandelt. Bekannter geblieben ist der Ruf des Maßliebchens als Orakelpflanze. In Westböhmen gab die Richtung der in die Luft geworfenen und vom Winde abgetriebenen Zungenblüten Auskunft über die Herkunft des zukünftigen Gatten.

Und wem wäre in unserer Heimat nicht das Spiel bekannt, bei dem man mit dem Auszupfen der weißen Zungenblüten das Maß der Liebe des Partners erfahren konnte: „Er liebt mich, er liebt mich nicht, von Herzen, mit Schmerzen, über alle Maßen…“ Somit wird auch der zweite Name der Pflanze verständlich. Natürlich messen wir heute diesem „Liebesorakel“ keine ernsthafte Bedeutung bei. Bei manchen Bräuchen mischten sich Erkenntnisse über Heilkräfte mit abergläubischen Vorstellungen. In Magdeburg hieß es, daß man nach dem Genuß der ersten drei blühenden Maßliebchen des Jahres das ganze Jahr über fieberfrei bliebe, in Thüringen würden sie vor bösen Augen schützen, in der Lausitz vor Zahnschmerzen bewahren. Bewohner des Erzgebirges linderten mit Gänseblümchen Magenbeschwerden. Heute wird der frisch gepreßte, mit Honig gesüßte Saft des blühenden Krautes bei Erkrankungen der Atmungsorgane empfohlen. Man nimmt dreimal täglich einen Teelöffel voll. Auch der Aufguß von zwei Teelöffeln der getrockneten Pflanze mit einer Tasse siedendem Wasser wirkt gegen Erkältungskrankheiten, Schleimhautkatarrhe und Erkrankungen des Magen-Darm-Kanals, die durch Gärungsprozesse verursacht sind. Die jungen Blätter finden Verwendung für Rohkostsalate. Sie sind reich an Vitamin C, und ihr angenehm nußartiger Geschmack erinnert an Rapunzelsalat. Gebräuchlich sind auch Mischungen mit anderen Kräutern wie Sauerampfer, Löwenzahn, Brennessel oder Giersch. In Estragon- oder Dillessig eingelegte Knospen haben den Geschmack und die Konsistenz von Kapern. Nicht so bekannt ist die Verwendung der Blüten. Versuchen Sie doch einmal folgende Rezepte:

Gänseblümchensoße

Aus anderthalb Eßlöffeln Öl, einem gestrichenen Eßlöffel Mehl und einer feingeschnittenen Zwiebel eine helle Mehlschwitze bereiten. 20 g gewiegte Blütenköpfe zugeben und mit 100 ml Milch auffüllen. Die Soße mit einem in 200 ml herbem Weißwein verquirlten Eigelb legieren, mit Salz abschmecken und mit Schnittlauch und Zitronensaft würzen.

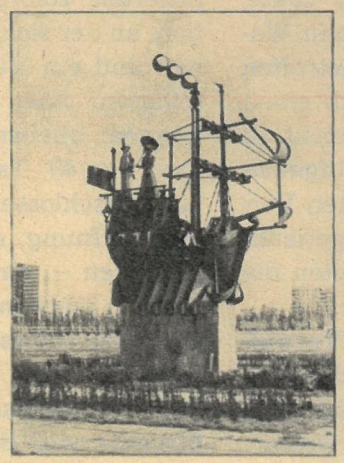
Gänseblümchensuppe

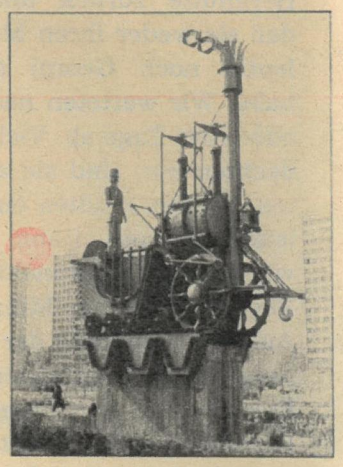
Aus 15 g Butter und einem getrichenen Eßlöffel Mehl eine helle Mehlschwitze bereiten und mit 200 ml Hühnerbrühe aufgießen. Einen Eßlöffel Blütenköpfe fein wiegen und hinzugeben. Anschließend zwei- bis dreimal aufwallen lassen, mit Salz und Glutal abschmekken und mit Schnittlauch würzen.

Gänseblümchengemüse

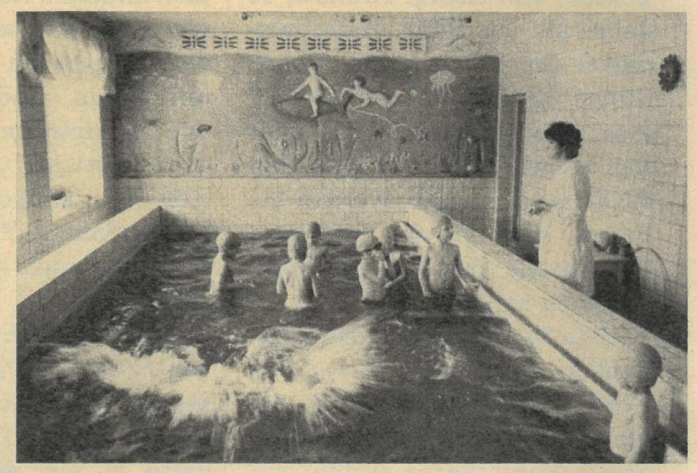
Knospige Blütenköpfe in sehr wenig Salzwasser aufkochen, durch ein Sieb gießen, das Kochwasser aufheben. Die Blüten zerkleinern und zu einer kleingeschnittenen und in Butter gedünsteten Zwiebel geben. Unter ständigem Rühren das Kochwasser auffüllen. Zum Schluß mit Salz abschmekken, etwas saure Sahne und Pfeffer hinzugeben.

Annegret Räuber





Bizarre Kunst in Togliatti fotografierte Stephan Lippmann, Lichtenstein, während einer Wolga-Schiffsreise.



Sowjetdeutsche heute

Tief beeindruckt habe ich den Beitrag „Die Braut geht aus dem Haus“ (FW 6/89) über die Sowjetdeutschen in Sibirien gelesen, sogar zweimal. Ein Lob für die wunderschönen Fotos.

Ernst Draheim,
Königs Wusterhausen

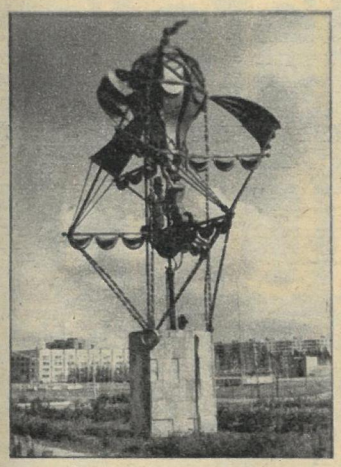
Man hört jetzt sehr viel über diese Volksgruppe in der UdSSR, die unsere Sprache spricht. Ich finde es gut und wichtig, daß man darangeht, zu pflegen und zu fördern, was sich diese Menschen mehr als 200 Jahre erhalten haben, um es auch künftigen Generationen zu erschließen.

Joachim Hübner, Zittau

Dramatisch und leidenschaftlich der Bericht aus all den geschichtlichen Etappen, von denen bisher wenig bekannt war.

Herbert Franke,
Mülsen St. Jacob

Lisa Mausehund, Gangloffsömmern: Das Foto soll beweisen, wie begeistert wir 1954 im Güterwagen zum Pfingsttreffen nach Berlin fuhren. Wenn meine Tochter jetzt im Mai fahren wird, bin ich in Gedanken dabei!



Seit 15 Jahren stehe ich mit einer Familie, die während des zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat an der Wolga ausgesiedelt wurde und jetzt in Nowosibirsk lebt, im Briefwechsel.

Gudrun Rößler, Delitzsch

Ich fand diesen Beitrag sehr interessant, weil alles neu für mich war.

Irina Grüneberg, Potsdam

Ein besonders gelungener Beitrag, der tiefe Einblicke in das Leben und Wirken sowjetdeutscher Menschen gibt. Wo fleißig gearbeitet, gut geplant und Initiative gezeigt wird, da kommt auch unterm Strich etwas heraus. Hut ab vor solch tüchtigen Leuten.

Otto Ronniger, Potsdam

Auf dem Foto ein Blick in den Kindergarten „Däumelinchen" in Barnaul, der Hauptstadt der Region Altai. Bis jetzt ist er der einzige mit einer Schwimmhalle, zwei Kindergärten sollen bis 1990 dazukommen. Im „Däumelinchen" ist ein Viertel der Kinder deutscher Nationalität.

Preisfrage

Heft 9/89

Für welche Institution aus den Nachkriegsjahren in Deutschland steht die Abkürzung SNB?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 12/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 24. Mai 1989. Auflösung von Heft 6/89: Im Jahre 1984. Wir gratulieren Michael Porada, Cottbus.

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Detlev Steinberg, privat, Archiv; Repros aus „Das große Buch der Heilpflanzen" und „Taschenatlas der Gräser", Artia Prag; Vignette: Martin Kotsch

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 4 (Der Drache): Hans Christian Andersen schrieb „Die Schneekönigin". Es gewannen: 100 Mark – Jutta Mischkowski, Görlitz; 75 Mark – Manfred Guthke, Sadisdorf; je 50 Mark – Sylvia Gottlied, Dresden; Kristin Reder, Hildburghausen; Ursula Gebauer, Berlin.

Für klein und groß

Mein vierjähriger Sohn mag dieses Märchen am liebsten. Vielleicht schaffen wir's, das Theaterstück von Jewgeni Schwarz einmal zu sehen, wenn er älter ist.

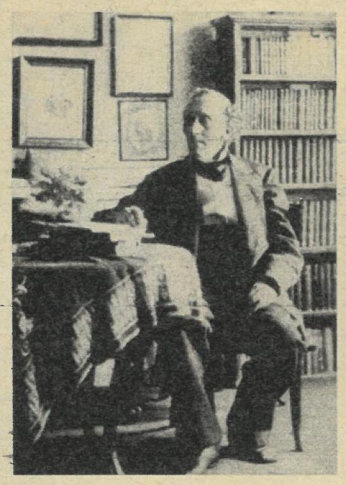
Familie Schröder, Potsdam

Die Inszenierung dieses Märchenspiels vom Rostokker Theater wurde am 12. 2. 1989 im Fernsehen übertragen. Eine willkommene Auffrischung.

Margarete Dasbach, Leipzig

Ich werde 77, und Andersens Märchen waren mein erstes Buch, das ich selbst lesen konnte.

Elfriede Fandke, Greifswald



Der dänische Dichter schrieb mehr als 150 Märchen, die Weltruhm erlangten. Sie haben auch Erwachsenen reiche Lebenserfahrung und -weisheit zu bieten.

Brigitte Heilmann, Cottbus

Übrigens war das für mich zugleich eine Anregung. Ich bin zur Bibliothek gegangen und habe mir, obwohl ich mittlerweile 27 bin, noch mal Märchen ausgeliehen.

Martina Schütte, Hermsdorf

Unsere Abbildung zeigt den alten Hans Christian Andersen (1805–1875) in seiner Kopenhagener Wohnung. Friedrich Hebbel, den er auf einer seiner zahlreichen Reisen kennenlernte, beschrieb Andersen einmal als „lange, schlotterige Gestalt".

Von der Milchstraße an die Spree

An Ihrem Preisausschreiben zum 10. Jahrestag des gemeinsamen Raumfluges von Valeri Bykowski und Sigmund Jähn beteiligten wir uns mit Erfolg. Inzwischen konnten wir mit dem sowjetischen Kosmonauten, der nun in Berlin Direktor des Hauses der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur ist, persönliche Kontakte aufnehmen. Im Februar waren Vertreter unseres Klubs bei ihm zu Gast, und Mitte März besuchte er mit seiner Frau unser Stadtbezirkspionierhaus, das seinen Namen trägt. Seit diesem Besuch trägt auch der Klub der Freundschaft im Pionierhaus seinen Namen.

Christiane Lorenz, Klubleiterin, Karl-Marx-Stadt

1988 war ich in der glücklichen Lage, als Zehner-Gruppenleiter am VIII. Pioniertreffen in Karl-Marx-Stadt teilzunehmen. Ein tolles Erlebnis, besonders das Meeting mit Sigmund Jähn und seinem sowjetischen Kollegen, den ich sogar fotografieren konnte.

Knut Noack, Lauchhammer

Es war einmal ...

Ihr Kalender mit Märchen der Kaukasusvölker (FW 24/88–2/89) hat mein Interesse für die Märchen- und Sagenwelt dieses geographisch und ethnographisch vielseitigen Gebietes geweckt. Meine Bemühungen, in Bibliotheken weiteres Material darüber in Form von Märchen, Sagen und Gedichten zu erhalten, blieben bis auf eine Ausnahme erfolglos. Darum bitte ich Sie um Hinweise.

Konstanze Grünberg, Dresden

Hier eine Auswahl in der DDR erschienener Werke: Der Edelsteinbaum (armenische Märchen), Verlag Volk und Welt Berlin; Die versteinerte Stadt (aserbaidshanische Märchen) derselbe Verlag; Georgische Märchen, Insel Verlag Leipzig; Die Zauberkappe (georgische Märchen), Verlag Kultur und Fortschritt Berlin; Die verwechselten Beine (dagestanische Märchen), Buchverlag Der Morgen.

Gisela Reller

Bürger in „Birke"

Zu „Birkenwerders Bürgermeister" (FW 5/89) ein erfreulicher Nachtrag des Bürgermeisters selbst:

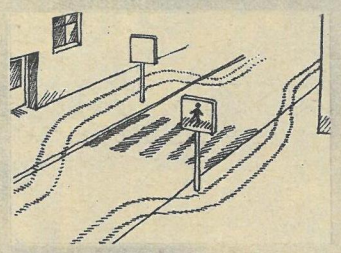
Dieser Artikel hat die Zustimmung vieler Leser gefunden, wie das mir zu Ohren gelangte Echo beweist. Ein Beispiel dafür ist der Brief eines Bürgers unserer Gemeinde, der spontan zur Feder griff, um seine Bereitschaft zur Mitarbeit kundzutun. Übrigens: Das Gespräch mit der im Beitrag erwähnten Frau fand statt. Zum Abschluß erklärte sie sich bereit, Bäume, die noch zu pflanzen sind, in persönliche Pflege zu nehmen. Also auch in dieser Beziehung ein Erfolgserlebnis in „Birke", wie unser Ort kurz genannt wird.

Günter Lewinsohn

Augen auf!

Für mich ist es erschütternd, täglich zu erfahren, welche Auswirkungen es hat, wenn Verkehrsteilnehmer sich leichtsinnig verhalten. Nicht ohne Grund haben wir das „Jahr des Fußgängers" – auch sie sollten die StVO näher betrachten („MOBILE", FW 6/89). Daß sich die Lehrpläne der Schulen in verschiedenen Fächern verstärkt mit Verkehrserziehung befassen, finde ich gut. Ich bin 75 Jahre alt und mache jeden auf verkehrswidriges Verhalten aufmerksam, manchmal mit, manchmal ohne Erfolg. Aber davon lasse ich mich nicht entmutigen, etwas bleibt sicherlich hängen. Augenzeugen sollten bei offensichtlichem Leichtsinn auch Erwachsenen gegenüber mehr Zivilcourage zeigen.

Gerhard Bechert, Berlin



Gut im Wind

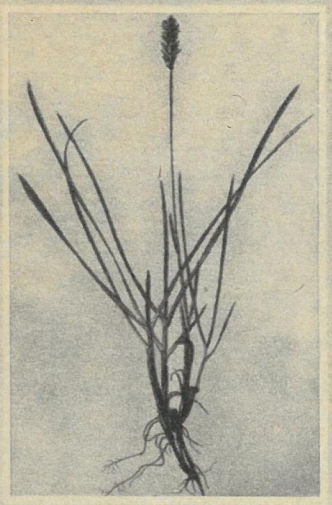
Ich begrüße derartige Beiträge wie „Menschen und Meer" (FW 4/89) über das große Thema Umweltgestaltung und Umweltschutz. Führen sie uns doch vor Augen, wie wichtig gemeinsame Anstrengungen sind, wollen wir erfolgreich sein. Zum Thema Ostsee möchte ich ergänzen, daß jedes auf einer Werft der DDR gebaute und von der Deutfracht Seereederei Rostock betriebene Schiff über eine Schiffsabwasserbehandlungs- und eine Müllverbrennungsanlage verfügt.

Hermann Klöpfel, Berlin

Rätsel gelüftet

Ihr Lösungswort von Quiz 6 „Blaues Kopfgras" ist mir als Pflanze nicht bekannt. Könnte es mal bildlich vorgestellt werden?

Erika Neumann, Cottbus



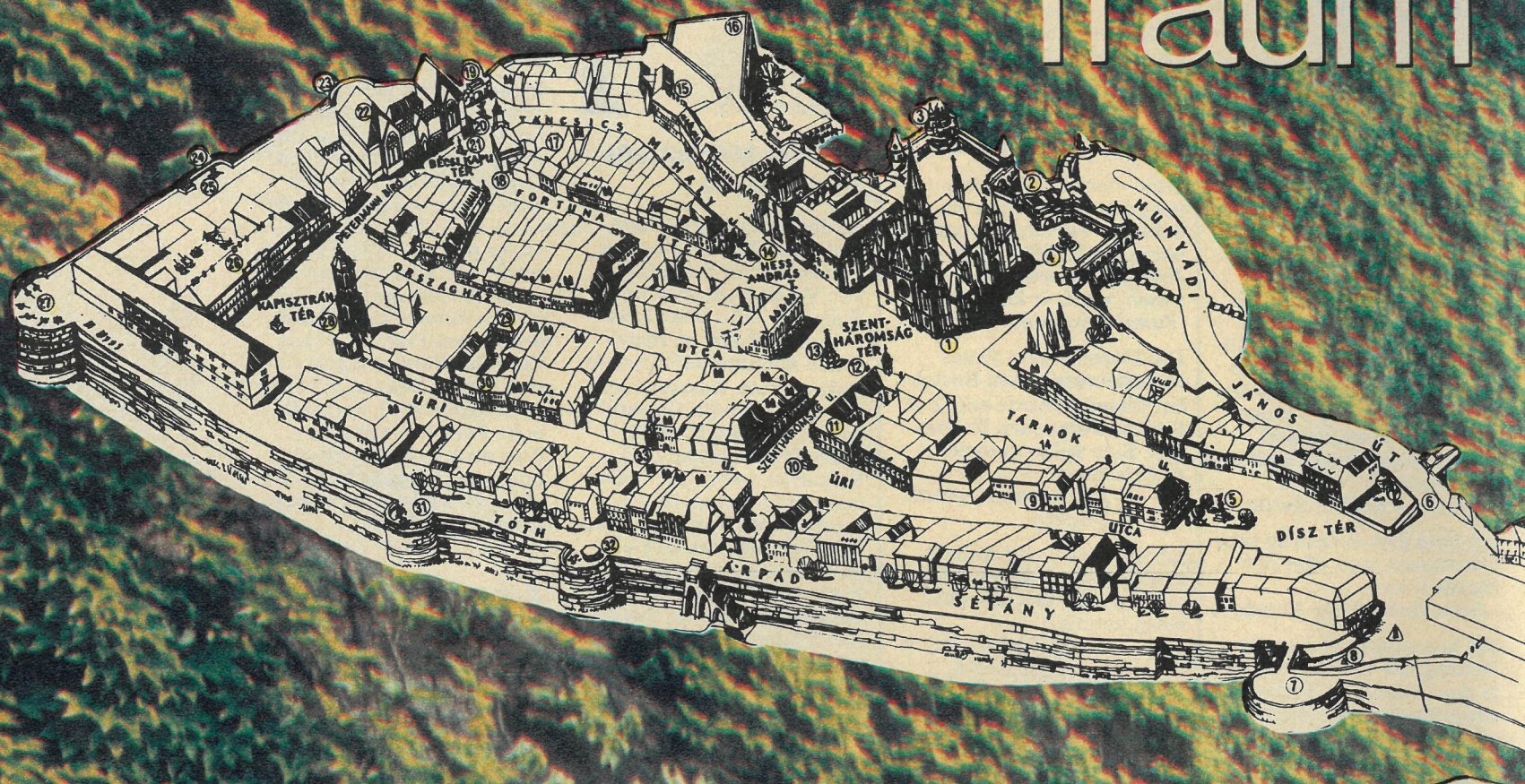
Unsere Abbildung zeigt das Blaue Kopfgras oder Blaugras (Sesleria coerulea). Es blüht von März bis Mai und wird 30 bis 40 cm hoch. Sein mächtiges Wurzelsystem wächst vor allem auf Steinböden, Gebirgsschutthalden und guten, humosen, kalkhaltigen Böden. Wegen seines schönen blauen Blütenstandes und der kompakten, das ganze Jahr über frischgrünen Horste eignet es sich als Zierpflanze für Steingärten und niedrige Rabatten.

Celina mit Diplom

Zum Beitrag gleich nach dem Titelblatt („Auf der Suche nach Celina", FW 6/89): Diese Frau, ihr Töchterchen und ihren Lebenskameraden haben wir im Urlaub 1988 in Uder kennengelernt. Vor allem bei der kleinen Jenny war es Liebe auf den ersten Blick, und wir verlebten zwei herrliche Wochen der Gemeinsamkeit. Für alle drei waren wir Omi und Opi und sind es heute noch. Bescheidenheit und Freundlichkeit kennzeichnen diese Familie aus Moçambique. Reger Briefwechsel folgte den schönen Ferientagen. Im Februar besuchte ich Celina und Jenny in Hoyerswerda, und im Mai erwarten wir alle drei in unserem Heim zu einem letzten Besuch. Celina mit Diplom! Diese tapfere und kluge Frau kann stolz sein auf ihre Leistung – und wir sind es mit ihr.

U. Bachmann, Lichtentanne

Steingewordener Traum



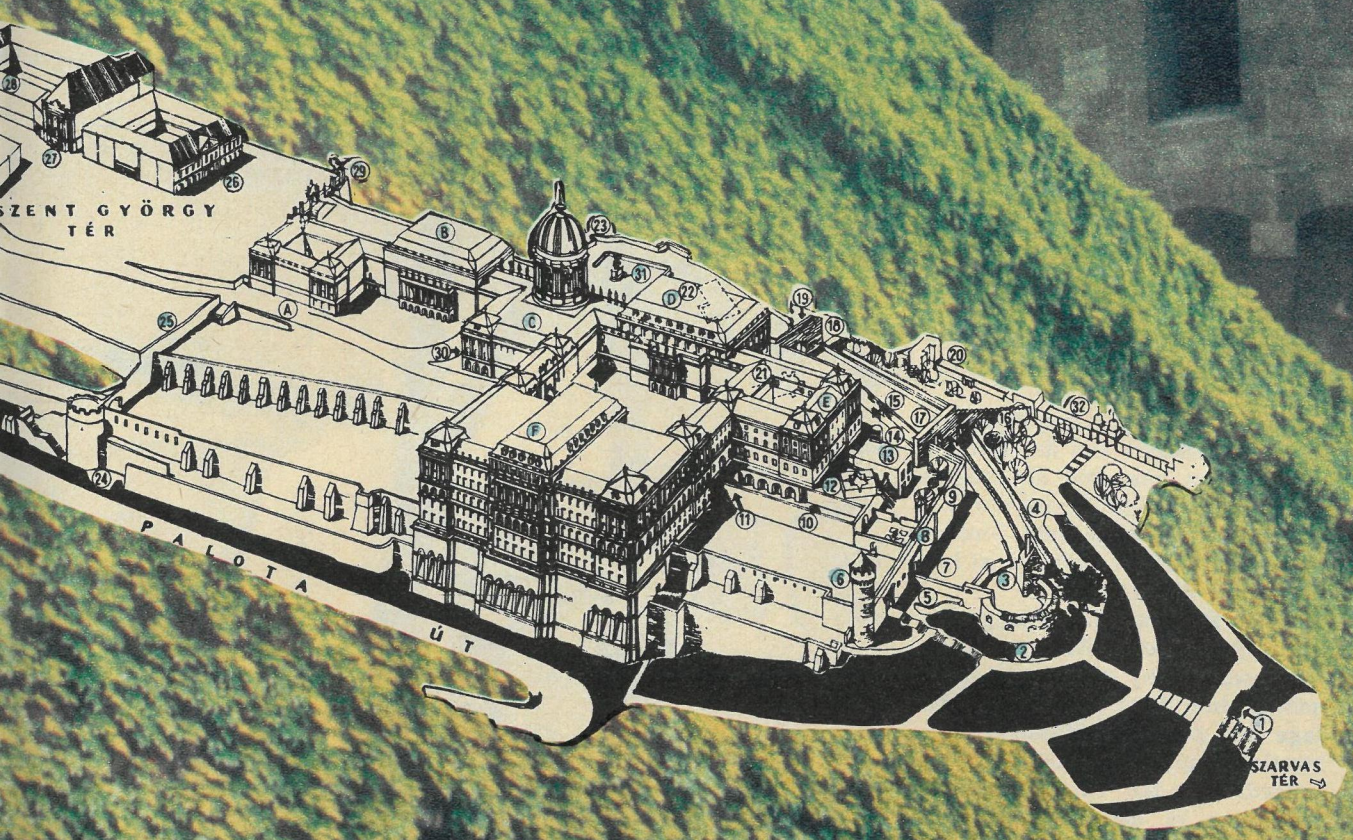
Das Zentrum von Budapest ist die Donau. Wo immer man sich auch am Ufer der Pester Seite befindet – überall ist das einzigartige Architekturensemble der Burg von Buda, wie die oben gezeigte Mauer der ursprünglichen Anlage, sichtbar, das die UNESCO auf ihre Liste von denkmalsgeschützten Bauten und Stadtzentren gesetzt hat. Nach mehr als vierzigjähriger Wiederaufbauzeit erstrahlt es erneut in altem Glanz. Einem, der über

Die Bürgerstadt

1 Matthiaskirche
2 Fischerbastei
4 Reiterstatue des hl. Stephan
5 Honvéd-Denkmal
11 Das Alte Budaer Rathaus
14 Turm der ehemaligen St.-Nikolaus-Kirche im heutigen Budapest-Hilton-Hotel
19 Wiener Tor
22 Ungarisches Landesarchiv
26 Militärhistorisches Museum
27 Esztergomer Rondell
28 Turm der ehemaligen Maria-Magdalenen-Kirche
29 Gebäude des ehemaligen Statthalterrates
30 Ehemaliges Klarissenkloster
32 Saure-Suppe-Rondell

Die königliche Burg*

1 Aufgang zum Königs-Palast
2 Das Große Südliche Rondell
3 Turm des Verschnauftores
6 Der Keulenturm
8 Gotischer Hof
12 Stephansturm
13 Gotischer Saal
25 Nördliche Abschlußmauer
26 Sándor-Palais
27 Burgtheater
28 Ehemaliges Karmeliterkloster
29 Statue des ungarischen Sagenvogels Turul
31 Statue des Prinzen Eugen
B–C–D Wiederaufgebauter Gebäudekomplex des Barockschlosses
E Ehemalige mittelalterliche Burg
F Ungarische Nationalbibliothek



ein halbes Menschenalter hinweg an diesem großartigen Kunstwerk maßgeblich mitgewirkt hat, dem ehemaligen 1. Architekten des Budapester Instituts für Denkmalspflege Professor Dr. Laszlo G e r ö (Bild links), Staatspreisträger der UVR, Inhaber des Ybl-Architekturpreises und der Goldmedaille „pro urbe“ der Stadt Budapest, begegnete unser Mitarbeiter Helmut Zemke in der Donau-Metropole.

Wenn der alte Professor aus dem Fenster seiner Wohnung am Budapester Petöfi tér*[1]3 schaut, hat er sein Lebenswerk vor sich: das Schloß, die Burg, das Burgviertel auf den Budaer Bergen, jenseits der Donau. Will er dort hinüber, so sind es nur wenige Schritte bis zur Elisabethbrücke. Er muß an den sorgsam freigelegten Fundamenten der römischen Festung Contra-Aquincum vorüber, wo einst eine romanische Basilika, dann eine gotische Hallenkirche und schließlich die barocke Innerstädtische Pfarrkirche errichtet wurde, die heute den Platz am Pester Brückenkopf abschließt. Seit Jahren geht der Architekt Laszlo Gerö diesen Weg, ob in Wirklichkeit oder in seinen Gedanken. Buchstäblich vor der eigenen Haustür beginnt das Reich seiner Arbeit, die Erforschung, Erneuerung, Erhaltung von Baudenkmälern der Vergangenheit. Um jeden Stein, jeden Mauerrest, um jeden Fußbreit Boden, der hier Geschichte in jahrhundertelanges Schweigen hüllte, kämpfen die Denkmalsschützer und -pfleger von Budapest. Daß die Steine heute und hier zu uns sprechen, Professor Gerö hat daran großen Anteil. Der Burgberg – ohne die vierzigjährige Arbeit eines ganzen Heeres von Wissenschaftlern, Technikern und Facharbeitern – sähe noch immer wie ein Pompeji aus, das der zweite Weltkrieg 1945 hinterlassen hatte.

*[1] Platz

Königsliste*

895	nach der Zeitrechnung – Landnahme der Magyaren unter dem Großfürsten **Arpád**, gest. 907
972	Großfürst Géza, gest. 997
997–1038	**Stephan I., der Heilige**
1077–95	Ladislas I.
1173–96	Bela III.
1235–70	**Bela IV.**
1270–72	Stephan V.
1308–42	Karl Robert von Anjou
1342–82	Ludwig I.
1387–1437	**Sigismund von Luxemburg,** ab 1410 Deutscher Kaiser
1440–44	Wladislaw I. aus dem polnischen Königshaus der Jagiellonen
1446–53	Fürst Janos Hunyadi als Reichsverweser
1458–90	**Matthias I. Corvinus**
1490–1516	Wladislaw II. aus dem Hause der Jagiellonen
1516–41	**Ferdinand I.** aus dem Hause Habsburg

Anderthalb Jahrhunderte ist der mittlere Teil Ungarns unter der Herrschaft des osmanischen Reiches.
Nach dem Sieg über die türkischen Eroberer bis 1918 wieder unter den Habsburgern

* nicht vollständig

Gerö erinnert sich deutlich des Schmerzes, der ihn angesichts der von den Faschisten gesprengten einst so stolzen Donaubrücken erfaßt hatte. Ähnlich fühlte er auch, als er seine erste Rekognoszierung des Burgviertels unternahm. „Wer glaubte schon damals daran", sagt der jetzt Neunundsiebzigjährige, „daß aus den zahllosen Ruinen wieder etwas wie eine Stadt entstehen könnte. Wieviel Städte lagen in Trümmern?! Der Anblick Budapests nahm uns allen Mut. Was den Aufbau der vielen Schlösser anbelangt, so entsinne ich mich der vielfach geäußerten Meinung, daß man keine Schlösser restauriere, solange ungewiß sei, ob ihre feudalen Besitzer nicht zurückkommen würden." Nein, sie kehrten nicht zurück, und der zu jener Zeit 39jährige Architekt Laszlo Gerö erhielt vom Institut für Denkmalspflege den Auftrag, sich um die Schlösser in ganz Ungarn zu kümmern. Natürlich war das Königsschloß auf dem Budaer Burgberg die Position eins auf seiner Liste. Auch mußte er einen Stadtregulierungsplan erarbeiten für die schrittweise Sicherung des noch erhaltenen, für den allmählichen Wiederaufbau des zerstörten Burgwohnviertels.
Man mußte träumen können, Phantasie besitzen, zu glauben, daß der Traum von der Wiederauferstehung des Gesamtkunstwerkes Budaer Burg Wirklichkeit werden würde.
„Einmal", so erzählt der Professor, „kamen Bankiers aus der Bundesrepublik zu uns, und sie fragten mich: Wie machen Sie das nur? Sie haben doch gar kein Geld. Und ich sagte: Ich weiß es nicht, es ist halt ein echtes Wunder."
Als der Professor noch jung war, hatte es schlechte Zeiten. Reichsverweser Horthy steuerte einen faschistischen Kurs. Die Wirtschaftslage war gespannt. Massendemonstrationen gegen die Krise wurden unterdrückt. Mit einem Architektendiplom in der Tasche mußte Gerö sich in einem ihm fremden Metier betätigen. Aber er hatte Glück. Ein Stipendium ermöglichte ihm ein kunstwissenschaftliches Studium in Rom.
„Rom und seine Kunstdenkmäler bestimmten die Richtung meiner Interessen."
Das weithin die Stadt beherrschende Barockschloß der Habsburger und auch die zum großen Teil barocken Wohnhäuser des Burgviertels verdeckten einige Jahrhunderte lang die einstige Burg und Stadt Buda des Mittelalters. Die Zerstörungen des Krieges begünstigten paradoxerweise die Spurenlese der Archäologen, Kunstwissenschaftler und Architekten. Unter den Ruinen der barocken und neobarocken Palastbauten und den ringsum aufgewühlten Gärten konnten sie die mittelalterlichen Gebäudefragmente freilegen.

Straßencafé in der Tárnok utca, im Hintergrund die Kuppel des Schlosses.

Schon im 13. Jahrhundert begann der ungarische König, Béla IV. (1235–1270), hier mit dem Bau einer gotischen Burg. In ihren Mauern und Festungslagern entstand auch die benachbarte Wohnstadt. Ein Bauwerk aus dieser Zeit ist die Liebfrauen- oder auch Matthiaskirche, deren Aussehen sich über mehrmalige Zerstörungen und Wiederaufbau hinweg stark gewandelt hat. Die Dominikaner, von Béla gefördert, errichteten hier, wie auch die Franziskaner, ihre Bauhütten. Sie strebten nach schlichten Formen und einfachen Konstruktionen. Weit prächtiger waren die gotischen Bauten des Königs Sigismund von Luxemburg, des nachmaligen römisch-deutschen Kaisers anderthalb Jahrhunderte später. Der Palast des Königs Matthias Corvinus, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, war dann schon geprägt von Formen der Spätgotik und Frührenaissance. Des Königs Hofchronist, Bonfini, ein Italiener, weiß Wunderdinge davon zu berichten. Sie sind, wie Laszlo Gerö bemerkt, keineswegs übertrieben. Bei den archäologischen Erschließungen nach dem Kriege wurden nach und nach auch zahlreiche mittelalterliche Skulpturen zutage befördert, die jetzt im Schloßmuseum zu besichtigen sind. „Die Skulpturen wurden", so der Professor, „inmitten der Bauüberreste eines Häuschens aus dem 13. Jahrhundert ge-

Steingewordener Traum

funden, das man abgerissen hatte und dessen Abbruchstelle mit Abfall vom königlichen Hof aufgefüllt worden war." Wiederhergestellt wurden der zweischiffige gotische Saal des ursprünglichen Palastes und einige Räume der Stephansburg. Sie geben neben vielen anderen restaurierten und rekonstruierten Anlagen des vorbarocken Schloßbergs eine plastische Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt der Budaer Burg. Wer sich die Mühe macht, den Weg Professor Gerös über die Elisabethbrücke nachzugehen, wird nicht enttäuscht. Vom Szarvas tér aus erreicht man über eine Treppe das Große Südliche Rondell, das König Matthias, zur besseren Verteidigung der Burg mit Kanonen, bauen ließ. Da ist das „Verschnauftor", der „Keulenturm" grüßt herüber, und über der hohen gotischen Mauer erblickt man einen Flügel des neubarocken Schlosses. Der Professor macht mich auf die Bemühungen der Gartenarchitekten aufmerksam, in den von hohen Mauern umgebenen Burghöfen jene Gärten anzulegen, die für die Zeit des Mittelalters charakteristisch waren. Während Renaissance- oder Barockgartenanlagen noch überall erhalten sind, findet man gotische Gärten nirgends mehr. Ihre authentische Wiedergabe können wir auf den Bildern der flämischen Maler des 15. Jahrhunderts, eines Rogier van der Weyden, eines Memling oder der Brüder van Eyck betrachten. Geometrisch angelegte Beete, hohe Blumenbänke an den Mauern, Rosenlauben sind die häufigsten Details. Thymian, Rosen, Lilien, Mandelbäume, Ebereschen und Haselnußsträucher bilden die Bepflanzung.

Wie die gotischen Gartenanlagen des Palastes, so haben auch die kleinen Gärten der Innenhöfe im Wohnviertel der Burg ihre ganz besondere Stimmung. Dieses Wohnviertel ist überhaupt des Professors liebstes Kind. Für seine Rekonstruktion und Restaurierung erarbeitete er, wie schon erwähnt, einen Stadtregulierungsplan. So wie man den Grundriß des mittelalterlichen Palastes eindeutig ermitteln und einige seiner charakteristischen Teile in nahezu ursprünglicher Form wiederherstellen konnte, so erkannte man auch bei den Restaurierungsarbeiten im Burgviertel, daß die meisten seiner Wohnhäuser aus der Zeit König Sigismunds stammen. Ein Beispiel hierfür, erläutert Gerö, sei das Wohnhaus in der Tárnok utca*2 14, dessen Fassadenmalerei man aus vielen hundert Originalfragmenten rekonstruiert habe. In der Úri utca fällt mir bei meinem Streifzug ein sehr schönes zweistöckiges gotisches Haus auf. Gotische Partien haben die Restauratoren in vielen Häusern aus der zumeist barocken Hülle hervortreten lassen, um so dem Betrachter jenes mittelalterliche Straßenbild zu vermitteln, das auch schon durch das Gefüge der Straßen gekennzeichnet ist. Warum das ehemals gotische Buda im 17. Jahrhundert ein barockes Gesicht erhielt, erklärt der Professor mit der Tatsache, daß bei der Rückeroberung Budas von den Türken im Jahre 1686 die Stadt verheert und verwüstet wurde; ihr jahrzehntelanger Wiederaufbau erfolgte im Zeitalter des Barocks; unter der barocken Verkleidung aber blieben die Reste der mittelalterlichen Bebauung ebenso erhalten wie die der antiken Bauwerke einst in Rom.

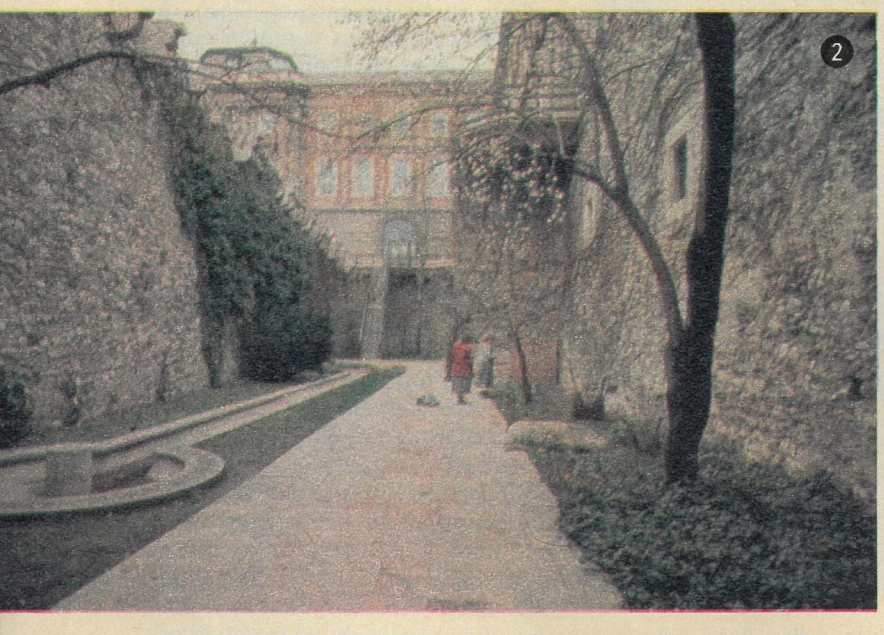
Als zwei Besonderheiten des gotischen Buda bezeichnet Gerö die Breite der Straßen, die dem engen verwinkelten Straßensystem anderer mittelalterlicher Städte so gar nicht entspricht und die sogenannten Sitznischen in den Wänden vieler Toreinfahrten. Sie wurden ebenfalls erst während der Restaurierungsarbeiten entdeckt.

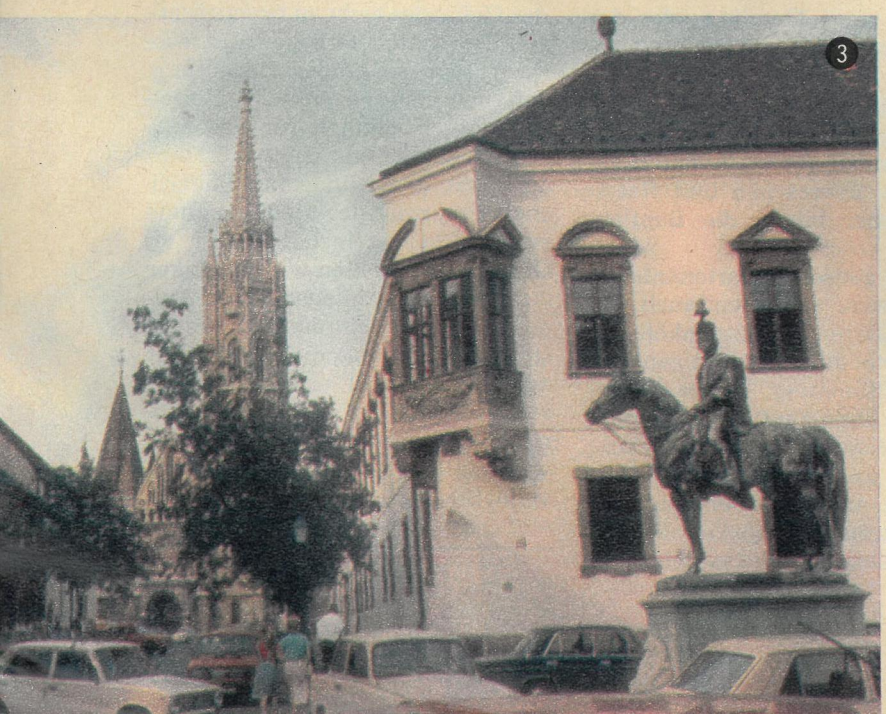
Obwohl man sowohl dem Schloß wie dem Wohnviertel der Burg heute wieder ein überwiegend barockes Aussehen gab, hat man dennoch ihre mittelalterliche Herkunft nicht verleugnet. „So wich man beim Wiederaufbau der Stadt", wie Gerö erläutert, „von der allgemein üblichen architektonischen Praxis ab, bei der man sich davor hütete, an einer Gebäudefassade Spuren verschiedener Zeiten nebeneinander zu zeigen, um die Stileinheit des Gebäudes nicht zu beeinträchtigen. Die mittelalterlichen Baureste waren von so großer Bedeutung, daß man eine eventuelle Verletzung der Stileinheit für das kleinere Übel hielt und mehr Wert darauf legte, den frühen mittelalterlichen Ursprung der Siedlung Buda zweifelsfrei zu zeigen."

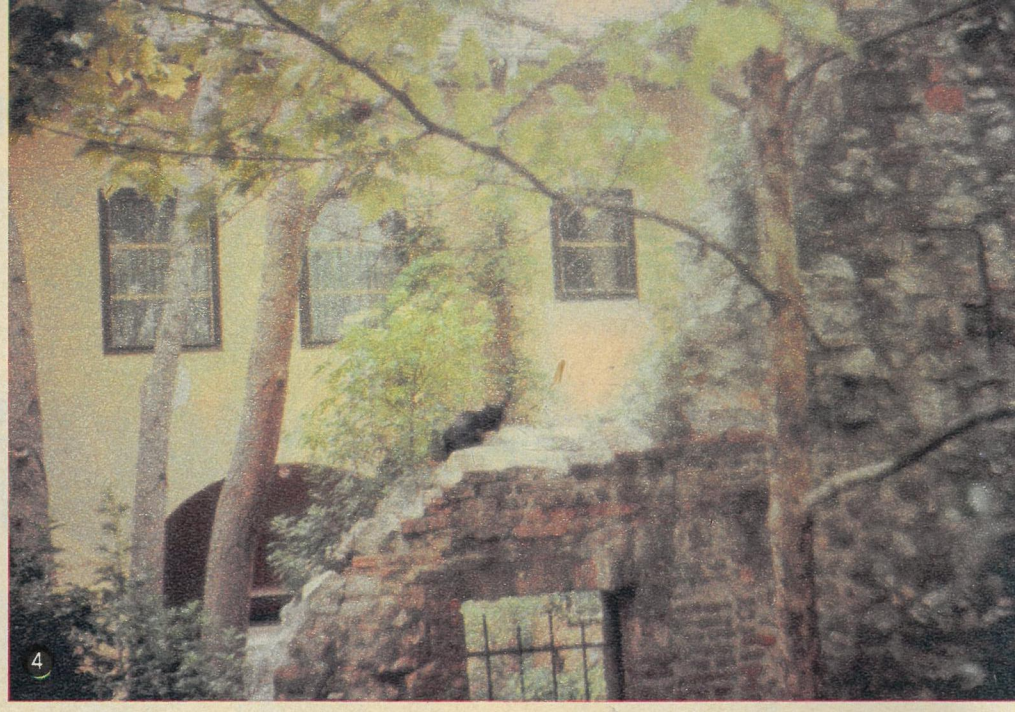
Obwohl Architekten wie Historiker ihrer denkmalspflegerischen Aufgabe Vorrang einräumten, waren sie doch bestrebt, die Stadt nicht ausschließlich zu einem Museum zu machen. Das einmalige, historisch und baukünstlerisch denkwürdige Ensemble ist eine lebensvolle Stadt geblieben. Hier zogen einfache Leute ein, Arbeiter, kin-

*2 Straße

1


2


3


4

5

6

Steingewordener Traum

derreiche Familien, Rentner, die ihr Hofgärtchen liebevoll pflegen und mit keiner noch so komfortablen Neubauwohnung tauschen wollen. Während die Touristen die Fischerbastei oder das Schloß bevölkern, spielt sich der Alltag der Bewohner mehr auf den Innenhöfen ab. Sie sind ein Refugium, eine Zuflucht. Das Blumenbeet oder die Zierkirsche oder auch nur ein paar Petunien im Pflanztopf, eine Kübelpalme, ein gotischer Bogen, eine Sitznische in einem erhalten gebliebenen mittelalterlichen Mauerfragment, eine Galerie, ein verträumter Winkel unter herabhängenden Zweigen; irgendwo ein kunstvolles Gittertor, ein paar Stufen, die in ein winziges Parterre führen, wo man in Ruhe frühstücken oder lesen kann. Manchmal überrascht uns eine Figur aus Stein oder Bronze in einer Wandnische, eine Vase oder ein kleiner Springbrunnen – die Poesie des schönen Details, der Zauber einer stillen auf sich konzentrierten Mikrowelt. Hierzu gehören aber auch die kleinen Gäßchen zwischen den in Süd-Nordrichtung verlaufenden breiten Straßen, die Toreinfahrten und Durchgänge, die wipfelhohen Bäume auf der langen Basteipromenade mit ihren Rondellen, die Laternen, die Straßennamen und Hausnummern auf Steinplatten in Antiquaschrift, nicht zuletzt das Straßenpflaster. Ein ehrwürdiges, aber kaltes Bild böte diese Stadt ohne jene kleinen Dinge, ohne den warmen Atem des Alltags; die Geschäfte und Cafés,

7

1. Galeriehof im Burgviertel
2. Gartenweg in der gotischen Burg
3. Altes Budaer Rathaus mit der Reiterstatue des András Hadik
4. Innenhof mit in die Gestaltung einbezogenen mittelalterlich-gotischen Mauerfragmenten
5. Fassade eines Bürgerhauses im Burgviertel
6. Fischerbastei
7. Barockschloß auf dem alten Burgberg

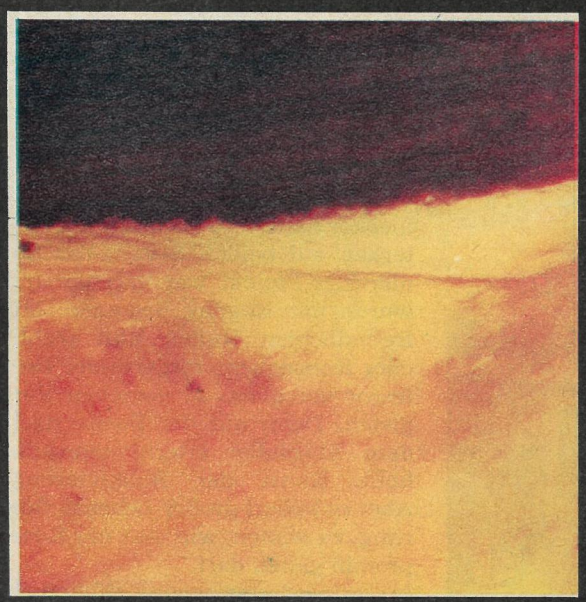
Fotos: Gábor Lengyel, Budapest (5), Peter Meißner (3), Alfred Paczkowiak (1), Helmut Zemke (1)

die Apotheke, die Schule, der Kindergarten, das Handwerk, die Obst- und Blumenstände, selbst die Geräusche und Gerüche tragen zum Gesamtkunstwerk bei. Professor Gerö hat sich dreißig Jahre lang mit der Bestimmung des individuellen Charakters der Burg beschäftigt. Dazu gehörten auch die Maßnahmen zur Abtragung von Ruinen der hier um die Jahrhundertwende errichteten offiziellen Gebäude, der Ämter und Ministerien. Ihre Bauhöhe störte das Stadtbild empfindlich; 1946 wurden fast alle Ministerien um das Parlament herum auf der Pester Seite angesiedelt. Auch war die Frage zu klären, ob der Bau eines Hotels möglich sei. „Es hat immerhin dreißig Jahre gedauert," erklärt Laszlo Gerö, „für den Ruinenkomplex des ehemaligen Dominikanerklosters ein entsprechendes Investitionsobjekt zu finden." Ein modernes Hotel in dieser Umgebung? Unmöglich!
Trotzdem befürwortete Gerö den Bau des Hiltonhotels. Unter einer Bedingung, daß die Unternehmer auf das übliche Hochhaus mit flachem Dach verzichten und sich den Dachformen und der Bauhöhe der Umgebung anpassen. „Auf diese Weise konnten die große Barockfassade des alten Finanzministeriums am Hess András tér, der mittelalterliche Kreuzgang des Klosters, der Turm der St. Nikolauskirche, die Nordwand des Kirchenschiffes und der Renaissancebrunnen gerettet und in den Bau des neuen Hotels mit einbezogen werden. Bei der Fassade des neuen Hotels achtete man auch darauf, daß die Reihe der geschlossenen Erker mit dem vertikalen Rhythmus der Fenster der übrigen Häuser der Burg im Einklang steht."
Rekonstruktion und Restaurierung von Palast und Burgwohnviertel sind im wesentlichen abgeschlossen. Dennoch werden die Denkmalsschützer und -pfleger nicht arbeitslos. Gelegentlich begegnet man auf dem Burgberg Bautrupps, beschäftigt mit Regiearbeit, die in einer gewissenhaften Vervollständigung von Mauern, Aufgängen, Treppen, Türmen und Toren besteht, aber auch die weitere Erschließung ursprünglicher Bausubstanz umfaßt. Laszlo Gerö setzte es durch, daß die Regiearbeiten nicht im Leistungslohnsystem durchgeführt wurden, was ihrer Qualität zugute kam.
Auch der alte Professor legt seine Hände noch lange nicht in den Schoß. Noch immer spricht er ein gewichtiges Wort im Redaktionskollegium der „Zeitschrift für Denkmalspflege" mit, noch immer steht er den Jüngeren und Jungen mit Rat und Tat zur Seite. Er hat mehr als dreißig Jahre sein Wissen und seine Erfahrungen einigen Studentengenerationen an der Universität weitergegeben und ist stolz darauf, daß es seine Schüler waren, die an der Wiederherstellung von 40 Schlössern in ganz Ungarn gearbeitet haben.
„Schwierigkeiten", sagt Gerö, „gab es auf meinem Wege immer, aber sie waren größtenteils äußerst produktiv. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß Menschen, wenn sie für ihre Sache, ihre Aufgabe fest zusammenstehen, sich stützen und gemeinschaftlich handeln, viel erreichen. Anderswo, so weiß ich, haperte es manchmal an der Übereinstimmung von Denkmalsschutz und anderen wichtigen Institutionen. Bei uns rauften wir uns immer irgendwie zusammen..." Manchmal hing es auch nur davon ab, ob man selbst die richtige Sprache, das überzeugendste Argument fand, und manchmal sogar löste eine schlagfertige und witzige Antwort im richtigen Moment eine Verkrampfung. Bei einem Streit zwischen Denkmalsschutz und Bürgermeister um Erhaltung von historischer Bausubstanz auf dem Budaer Margit körút*3 bestand das Stadtoberhaupt auf Abriß, wenigstens bis zu einer gewissen Bauhöhe. Mit einer Handbewegung zur Schulter bekräftigte er apodiktisch seinen Standpunkt. Sofort fragte ihn Gerö, was geschehen würde, wenn „wir einen kleineren Bürgermeister hätten!?". Verblüffung, Heiterkeit auf beiden Seiten, das Sanierungs-Projekt war gerettet und wurde mit Kognak begossen. Mit freundlichem Humor und sachlicher Konsequenz förderte der Professor vor allem so manchen Vergleich. Denn auf der Suche nach dem Absoluten erlernt man die hohe Kunst der Relativierung. Aber es bedarf großer Lebenserfahrung, zu wissen, wie weit ein Kompromiß gehen darf.
In seiner stattlichen Bibliothek herrscht Arbeitsatmosphäre, Stapel von Büchern und Manuskripten auf Stühlen und Teppich, internationale wissenschaftliche Literatur, auch deutschsprachige, füllt die Regale. Laszlo Gerö zeigt mir einen Karton mit bereits von ihm geprüften Aufsätzen und Dokumentationen über erhaltenswerte Bauten und denkmalspflegerische Aktivitäten von Schülern und Schülerkollektiven. Voller Wärme spricht er von diesen siebzig Arbeiten, die ihm im Rahmen eines Wettbewerbs zugingen. „Mindestens 20 dieser Arbeiten werden wir in unserer ‚Zeitschrift für Denkmalspflege' veröffentlichen," sagt er, davon überzeugt, daß sein langer Weg und seine Arbeit nicht umsonst waren. „Eigentlich", setzt er mit verschmitztem Lächeln hinzu, „hatte ich ein leichtes Leben, denn ich durfte fast immer das tun, was ich gerne tat." Diese Feststellung wird bestätigt auch durch ein ganzes Regalfach eigener wissenschaftlicher Publikationen, darunter ein unter seiner Redaktion entstandenes vielbändiges Nachschlagewerk über Fragen der Denkmalspflege und natürlich Bücher über die Budaer Burg. In eines davon schrieb er mir eine freundliche Widmung.

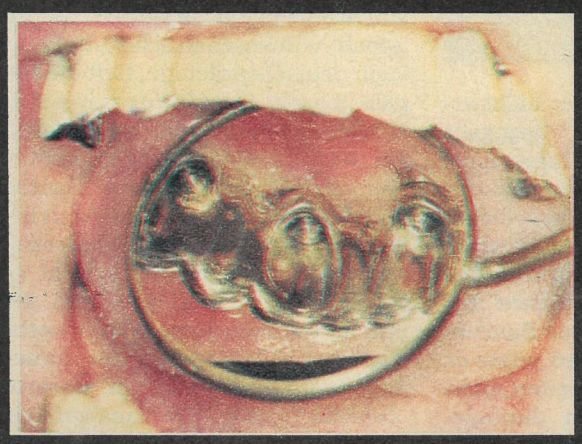
*3 Ringstraße

Bissig für vie Jahre

Einzelzahn – oder Blattimplantate aus Titan...



verwachsen mit dem Kieferknochen...,



worauf Zähne oder Brücken...

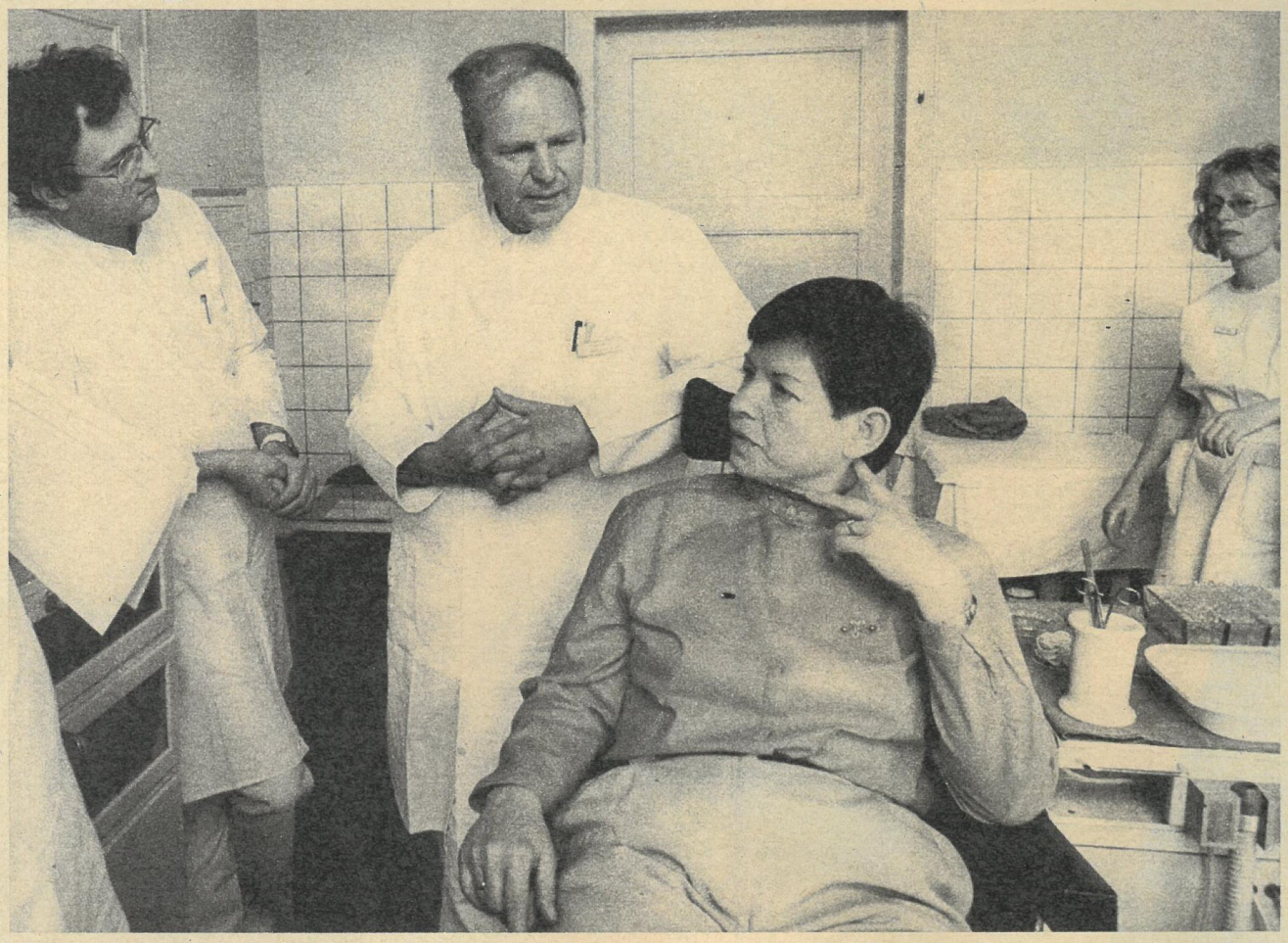
im Mund verschraubt werden.

Der herzhafte Biß in ein pralles Brötchen ist für viele Menschen eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Zu groß ist ihre durch Erfahrung gewachsene Angst, daß Brücke oder „Gebiß" den ihnen zugedachten Aufenthaltsort verlassen. Was sich in Anekdoten so lustig ausnimmt, ist für den Betroffenen oftmals ein belastendes Erlebnis, das Zurückhaltung erzwingt und Unsicherheit schafft. Doch die moderne Zahnmedizin kann mit neuen Methoden Abhilfe schaffen. Unter dem Namen Implantologie ist eine junge Disziplin entstanden, die sich weltweit bemüht, den Zähnen gleich auch ihren Ersatz direkt im Kieferknochen zu verankern. Ein Wissenschaftlerteam der Leipziger Universitäts-Klinik und Poliklinik für Chirurgische Stomatologie und Kiefer-Gesichts-Chirurgie ist der internationalen Materialentwicklung wohl „um zwei Schritte" voraus.

Utz Hoffmann besuchte die Zahnmediziner und sprach mit ihren Patienten.

le

Bissig für viele Jahre



Bei der alljährlichen Routineüberprüfung des Implantats: Prof. Dr. Löwicke (Mitte) und Dr. Knöfler (links daneben) im Gespräch mit einer Patientin.

„Aufgewacht bin ich im Krankenhaus. Dabei wollte ich nur auf der Fahrt zu einem Volleyballturnier in Leipzig-Grünau die Fahrbahn wechseln, um den Radweg auf der linken Straßenseite zu erreichen." Ulrike Grünhagen war von einem sie überholenden Motorrad erfaßt worden. In der Universitätsklinik diagnostizierten die Ärzte: Oberkieferbruch, zwei Schneidezähne locker, ein Schneidezahn verloren. Mehrere Wochen mußte der Kiefer geschient werden. Bei einer der Behandlungen pflanzte der Zahnarzt in das leere Zahnfach des Oberkiefers ein Implantat, eine künstliche Zahnwurzel, ein. Die achtzehnjährige Ulrike, die eine Werkzeugmacherlehre mit Abitur absolviert, staunte nicht schlecht, als man ihr einige Zeit später die neue Zahnkrone auf das Implantat schraubte und die Lücke damit schloß. Nach den herkömmlichen Methoden wären die beiden benachbarten Zähne für eine Brücke beschliffen worden, oder die Patientin hätte gar, um nur einen Zahn zu ersetzen, eine Prothese tragen müssen.

Der Klinikdirektor, Prof. Dr. Gerald Löwicke, Oberarzt Dr. Wolfram Knöfler und Dr. Hans-Ludwig Graf stellen uns nun die Aufgabe, den künstlichen Zahn zu identifizieren. Das macht Mühe, alle Zähne sind vom Zahnfleisch umwachsen. Erst als wir uns über die auf dem Zahnarztstuhl sitzende Patientin neigen und Dr. Graf die Oberlippe anhebt, verrät ein leichter Schatten unter dem Zahnfleisch die metallische Wurzel des Implantats. „Ich empfinde meinen neuen Zahn nicht als Fremdkörper", berichtet Ulrike glücklich. „Und genau das ist unser Ziel", ergänzt Prof. Dr. Löwicke.

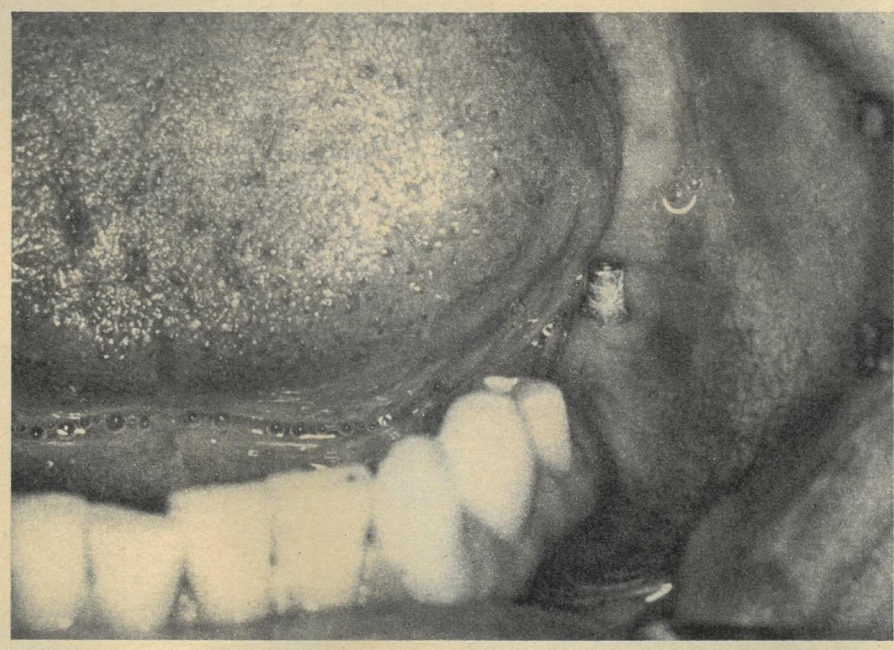
Im Arbeitszimmer des Klinikdirektors dringen wir tiefer in die Implantologie ein. Vor uns liegen die einem winzigen Spreizdübel ähnlichen Implantate für den Einzelzahnersatz. Im Mahlzahnbereich werden der Kieferform angepaßte Blattimplantate verwendet. Beide sind zwischen einem und zwei Zentimeter lang bzw. breit. Eingepflanzt wird bei örtlicher Betäubung. Dieser chirurgische Eingriff nimmt bei Sofortimplantationen nach Zahnverlust oder Extraktion einige Minuten in Anspruch. Das Anlegen des Implantatbettes und das Einsetzen des neuen „Zahns" in den schon verwachsenen Kiefer dauert etwa 30 Minuten. Doch wie bei jeder Implantation eines Fremdkörpers in menschliches Gewebe treten zahlreiche Probleme auf. Da liegt es zunächst nahe zu fragen, wie neu, wie ungewöhnlich ist es eigentlich, Zähne in den Kieferknochen zu pflanzen?

Kleopatras Schönheit rettete ein fremder Zahn

Die Replantation, die Rückverpflanzung lockerer oder herausgeschlagener Zähne bei gleichzeitiger Ruhestellung des Kiefers ist überaus häufig und wird seit Jahrhunderten praktiziert. Antike Quellen belegen sogar, daß man Kleopatras Schönheit nach dem Verlust eines Zahnes durch ein Transplantat aus dem Munde einer Sklavin rettete. Im 16. und 17. Jahrhundert kauften vermögende Bürger insbesondere in England ihren armen Zeitgenossen gesunde Zähne ab und ließen sie sich transplantieren. Zeitgenössische Bilddarstellungen belegen, wie verbreitet diese Methode war. „Sie geriet allerdings in Verruf, als man bemerkte, daß man mit dem fremden Zahn möglicherweise auch die Syphilis erwerben konnte", berichtet uns Prof. Löwicke. Sein Mitarbeiter, Dr. Graf, ergänzt noch: „Geradezu genial war die Idee der Maya, Kalkstein als Implantat zu verwenden. Dieses mineralische Material muß längere Zeit hilfreich gewesen sein, denn ein archäologischer Fund wies Spuren von Zahnstein auf." Schon hier wird deutlich, daß der Erfolg einer Implantation wesentlich vom Werkstoff abhängig ist. Versuche mit Gold, Silber und Platin waren in den 30er bis 50er Jahren unseres Jahrhunderts wenig erfolgreich. Denn was die Schleimhaut der Mundhöhle akzeptiert, lehnt der Knochen ab. Bei Biogläsern und Keramiken erwies sich die Festigkeit oft als problematisch. Erst mit der Entwicklung der Raumfahrt standen der Zahnmedizin hochreine Metalle zur Verfügung, die, wie das heute am häufigsten verwendete Titan (aber auch Tantal, Niob und Zirkonium), ungiftig sind, eine Sperrschicht bilden, die die weitere Oxidation verhindert und von Knochen und Schleimhaut in gleicher Weise akzeptiert werden. Ende der 60er Jahre begannen Forschungsgruppen in den USA, Zahnersatz zu implantieren. Wie bei allen revolutionären Neuerungen in der Medizin gab und gibt es auch in diesem Fall das gesamte Spektrum von missionarischen Befürwortern bis hin zu radikalen Gegnern. Heute ist die Diskussion sachlicher geworden. Auch in Leipzig, wo seit 1975 implantiert wird, erreicht man Erfolgsraten, die um 90 Prozent liegen. Nur sehr selten kommt es zu Entzündungen, zum Lockern oder zu einer subjektiven Unverträglichkeit. Einig sind sich die Zahnmediziner, daß ein Implantat mindestens fünf Jahre halten muß, anzustreben ist ein Jahrzehnt und mehr.

„Der Bedarf an Implantaten", so erläutert Prof. Löwicke, „ist groß." Nach einer nicht unbedingt repräsentativen Studie in einer Leipziger Poliklinik hätten 5,7 Prozent der Patienten Interesse daran, und es sprach medizinisch nichts gegen den modernen Zahnersatz. Dabei hat der eingangs beschriebene Einzelzahnersatz durchaus auch kosmetischen Charakter. Viel häufiger und für die gesunde Ernährung wichtiger ist das Schließen sogenannter Freiendlücken im Mahlzahnbereich. Fehlen auf einer oder beiden Seiten des Kiefers die letzten drei bis vier Zähne, so kann das Implantat den „Pfeiler" für eine fest verankerte Brücke bilden. In anderen Fällen wiederum ist der Abstand zwischen noch vorhandenen Zähnen zu groß, um eine Brücke zu schlagen. Hier kann die künstliche Zahnwurzel als Mittelstütze hilfreich sein. Ist schließlich gar kein Zahn mehr da, so vermögen vier Implantate im Unterkiefer eine dauerhaft verschraubte zirkuläre Brücke zu tragen, das heißt, die volle Zahnreihe zu ersetzen.

Die Forschungen zur Implantologie werden im Rahmen der Hauptforschungsrichtung „künstlicher Organersatz und Biomaterialien" koordiniert.



Dieses Blattimplantat im Mund (linkes Foto) bildet den Pfeiler für die Aufnahme der Brücke, die fest verankert wird.

Professor Löwicke leitet eine Kommission in der Gesellschaft für Kiefer- und Gesichtschirurgie, die Richtlinien für das Operationsverfahren und die Herstellung spezieller Instrumente entwikkelt hat. Sein Mitarbeiter Dr. Knöfler steht der Arbeitsgruppe „Implantologie“ vor, in der Zahnmediziner aus Leipzig, Berlin, Erfurt, Jena, Rostock, Greifswald und anderen Städten zusammenarbeiten. Insgesamt besuchten schon 50 Zahnärzte Weiterbildungskurse in Leipzig. Sie sollen das neue Verfahren jetzt DDR-weit zur Anwendung bringen. So gibt es zum Beispiel in jedem Stadtbezirk Leipzigs einen Implantologen. Die Vertreter dieser neuen Disziplin sind sich einig, daß sich der zunächst höhere finanzielle und manuelle Aufwand für das Implantieren von Zahnersatz langfristig auszahlt. Zufriedene Patienten sind natürlich der wichtigste Grund. Doch hinzu kommt, daß bei der Implantation der noch vorhandene Zahnbestand nicht beschädigt wird und der Knochenschwund des Kiefers geringer als bei den bisherigen Methoden ist. Damit entfallen Nacharbeit bzw. Erneuerung von Prothesen, die sonst alle zwei bis fünf Jahre notwendig sind. Aber da man sich jahrzehntelang daran gewöhnt hat, werden diese Folgekosten oftmals gar nicht mehr wahrgenommen.

Wenn im Vorspann dieses Beitrags behauptet wird, daß man in Leipzig dem Weltstand „zwei Schritte“ voraus sei, so hat es damit folgende Bewandnis. Dr. Graf erläutert uns den Grundgedanken so: „Der natürliche Zahn benötigt fünf Gewebe, um seine Funktion zu erfüllen. Schwer vorstellbar, daß ein einziger Werkstoff wie Titan all dem gerecht werden kann.“ Das metallische Grundgerüst des Implantats sichert zunächst die Stabilität für die Kaufestigkeit. Doch der Knochen ist „interessiert“ an einer rauhen Oberfläche mit hohem Kalzium- und Phosphorgehalt. Die Schleimhaut hingegen „bevorzugt“ eine hochglänzende Oberfläche. Forscher in der BRD, der Schweiz, den Niederlanden bemühten sich, den Ansprüchen des Knochens entgegenzukommen. Sie versuchten, Keramik auf Titan aufzubrennen – sie platzte bisher ab. Durch eine Flame-Spray-Technologie gelang es, die Oberfläche des Metalls aufzurauhen. Aber sie wurde dabei nicht mit den genannten Elementen angereichert.

Knochenfreundliche Implantate

Doch alle Forderungen erfüllt eine gemeinsam mit Dozent Dr. Kurze und Dr. Krysmann von der TU Karl-Marx-Stadt seit 1982 in nur zwei Jahren zur klinischen Reife gebrachte und patentierte Implantatoberfläche. Sie beruht auf der an dieser Lehranstalt entwickelten ANOF-Technologie (Anodische Oxidation unter Funkenentladung). Dabei wird in einer Salzlösung bei hoher Stromstärke und Spannung auf der Implantatoberfläche Plasmaentladung erzeugt. In einer ersten Phase entsteht eine superglatte, entzündungshemmende, goldfarbene Schicht für den Teil des Titan-Implantats, der Zahnfleisch und Mundschleimhaut berührt. In einer zweiten Phase entwickelt sich auf dem im Kiefer zu implantierenden Teil eine dicke, rauhe Oxidschicht mit einem hohen Anteil an Phosphor- und Kalziumionen. Damit wird aus der Oberfläche des Titans eine knochenfreundliche Keramik entwickelt, die fest mit dem Grundmaterial verbunden ist. „Die Einheilung in den Knochen, das beweisen klinische Tests, wird um etwa zwanzig Prozent auf rund 60 Tage verkürzt“, berichtet uns Dr. Knöfler. Eine BRD-Firma erwarb kürzlich die Lizenz für dieses in Europa, den USA und Japan patentierte Verfahren und hofft, mit dieser Oberflächenveredelung in kurzer Zeit einen hohen Marktanteil dieses expandierenden Bereiches des Zahnersatzes zu erobern. Nach erfolgreichen Tierversuchen an Meerschweinchen und Kaninchen sowie klinischen Tests wurde das ANOF-Implantat im April 1989 durch den Zentralen Gutachterausschuß der DDR als Arzneimittel freigegeben. Die Serienproduktion beim VEB MLW ist für 1989 als Staatsplanthema eingeordnet. Der Generaldirektor des Kombinats Medizin- und Labortechnik Leipzig, Genosse Semmelmann, hatte im Rahmen einer Initiative des XI. Parteitages der SED für den ersten Bedarf an Implantaten in der DDR gesorgt.

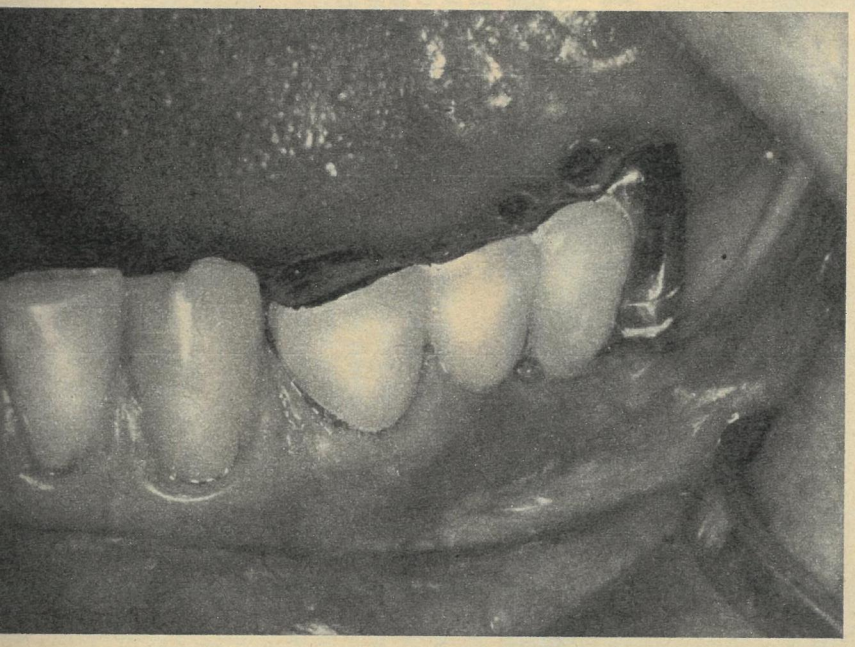
Auf internationalen Tagungen stellten Professor Löwicke und seine Kollegen ihre Erfolge vor. Die Volksrepubliken Polen, Ungarn und Bulgarien zeigen großes Interesse an diesem Verfahren. Professor Löwicke pflegt auch Kontakte mit der UdSSR. 1963 hatte er in Leningrad sein Studium aufgenommen, promovierte dort und erlangte als erster DDR-Vertreter der Zahnmedizin in der UdSSR die Promotion B. 1969/70 war er in einer Leningrader Poliklinik erstmals mit der Zahnimplantation in Berührung gekommen. Ein sowjetischer Chemiker war es auch, der die Kohlenstoffbeschichtung für zahnärztliche Implantate entwickelte und Weltstand erreichte. „Leider wurden alle diese Ansätze nicht weitergeführt. Lange Zeit war die Implantologie in der Sowjetunion umstritten. Jetzt erst wird dieses Gebiet wieder aufgegriffen, wobei die Universitäten in den baltischen Sowjetrepubliken besonders aktiv sind“, berichtet uns Professor Löwicke. Nun zeichnet sich ab, daß er, der sechzehn Jahre in der UdSSR eine wissenschaftliche Ausbildung absolvierte, seine Lehrer und Freunde durch die in seiner Klinik erarbeiteten Methoden und Technologien voranbringen kann.

Fest im Kiefer verankert

Doch zu den Hauptpersonen: die Patienten. Bei unserem Besuch sprachen wir mit Anneliese Molzahn, einer Lehrerin mit „Endzahnsituation“. Ein Blattimplantat trägt jetzt den festverankerten Zahnersatz. Die Dolmetscherin Eva Eichler war todunglücklich mit ihrem „mobilen“ Zahnersatz. Sie hat heute eine Prothese, die an einem Implantat fest verankert wird.

Diesen Frauen ist gemeinsam, daß sie im öffentlichen Leben stehen, von Berufs wegen viel zu sagen haben. Einmütig ist ihr Lob. Sie sind zufrieden, meinen, daß die Implantation bei örtlicher Betäubung keinesfalls „schlimmer“ war als das Ziehen eines Zahnes. Und dies muß ja wohl früher oder später jeder ertragen. Dem schloß sich in allen Fällen eine Arbeitsunfähigkeit von ein paar Tagen an. Eventuelle kleinere Entzündungen sind heute fast vergessen. „Nur die eigenen Zähne sind besser“, sagt uns Fotolaborantin Karin Kirschner. „Der Erhalt und die Pflege der eigenen Zähne“, so meint auch Professor Löwicke, „ist das Allerwichtigste. Und auch Implantate sind keinesfalls ein idealer Ersatz. Man sollte von ihnen keine Wunder erwarten, und wir wollen auch keine Wunder versprechen.“

Haben die Leipziger Zahnmediziner mit dem sich abzeichnenden internationalen Erfolg ihrer Veredelungstechnologie den Gipfel des Machbaren erreicht? Dr. Graf wehrt ab. „Beileibe nicht. Ich habe Ihnen vom genialen Kalksteinimplantat der Maya erzählt. Heute, 500 Jahre später, kommt man auf höherem Niveau darauf zurück. Die letzte Entwicklung ist das Implantieren von Hydroxylapatit auf der Basis von Korallen und Algen.“ Dieses biologische Substrat besitzt ein für den Menschen sehr verträgliches Kalkgerüst. Noch gibt es viele Probleme, doch die Forschungen gehen weiter, um uns die Bissigkeit bis ins hohe Alter zu bewahren.



Fotos: Nina Rücker, Universitätsklinik Leipzig, Volker Hohlfeld

Im nächsten Heft:

Pfingsten an der Spree
FREIE WELT berichtet exklusiv vom großen Fest der Jugend in der Hauptstadt der DDR.

Laser messen schlechte Luft
Auf Lasertechnik basierende Geräte, die mit hoher Präzision arbeiten und von Moskauer und Berliner Wissenschaftlern entwickelt wurden, sollen die internationalen Vereinbarungen zur Reduzierung von Schadstoffen großräumig überwachen.

Foto:. V. Billeb

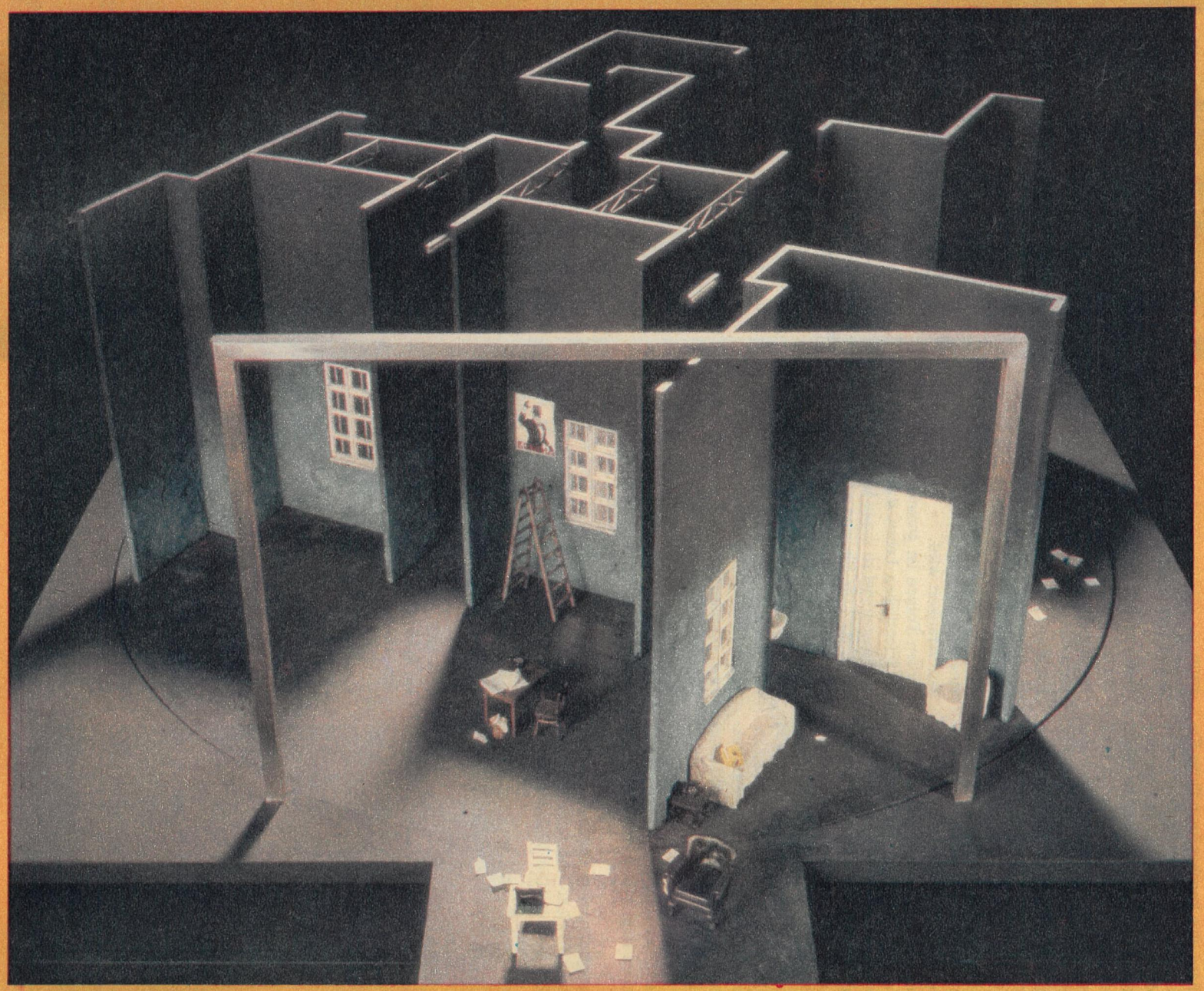
Kleine Welt zu unseren Füßen
Lurche und Kriechtiere aus Lebensräumen Mitteleuropas – eine neue Rücktitelserie (Beispiel: Waldechse).

Foto: Dr. W. Wendt

Der Abzug beginnt
Sowjetische Panzerfahrer rüsten zur Heimreise. FREIE WELT besuchte sie in ihrem Standort.

Roboter – Professoren
Ein bulgarischer Wissenschaftler schuf mit seinem Partner in der DDR Voraussetzungen für die Geburt eines „sehenden“ Roboters, „Made in Bulgaria and GDR“.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



FREIE WELT

Bühnenbilder aus der DDR (7)
Schluß

Jochen Finke

Der Meister und Margarita

(Nach Michail Bulgakow)

Preisfrage:

Michail Bulgakow, Dichter und Dramatiker, arbeitete im Moskau der zwanziger Jahre auch als Feuilletonist für Zeitschriften, zu deren Kreis u. a. Ilf und Petrow zählten. Sie sind die Autoren eines berühmt gewordenen satirischen Romans. Wie heißt sein Titel?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis je 50,– Mark

Lösung bitte auf Postkarte bis 24. Mai 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056; Gewinner in Heft 12/89

Redaktion: U. Weil, Fotos: Detlev Steinberg, Adelheid Beyer

Michail Bulgakow (1891–1940) hat den Ruhm seines philosophisch-phantastischen, satirisch-kritischen Romans „Der Meister und Margarita“ nicht mehr erlebt. Erst in den sechziger Jahren erschien er in der Sowjetunion, dann im Ausland, wurde Welterfolg, Weltliteratur und – für das Theater entdeckt. Eine von dem Lyriker Heinz Czechowski geschriebene Bühnenfassung, DDR-Erstaufführung 1986 in Leipzig, inszenierte Siegfried Höchst an der Berliner Volksbühne. Die Inszenierung wurde als „beste Regieleistung der Saison“ mit dem Kritikerpreis bedacht. Chefbühnenbildner des Hauses Jochen Finke fand Aufmerksamkeit erregende, ungewöhnliche optische Lösungen, streng, klar, rational. Dazu seine Stichworte: Bulgakow hat einen Roman geschrieben, Vorgänge und Figuren erfunden, die sich nicht unmittelbar auf das Theater übertragen lassen. Alles, was außerhalb der Dialoge geschieht, muß „übersetzt“ werden. Das Bühnenbild hilft die unterschiedlichen und gegensätzlichen Realitätsebenen herzustellen – das grotesk gezeichnete Moskau der nachrevolutionären Jahre, die realistischen Einblendungen des Pilatus-Romans, die irrationale Welt der Hexen und Teufel –, es muß das vielschichtige Überschneiden, Vermischen und Verwandeln dieser Ebenen ermöglichen, muß den konkreten historischen Sachverhalt darstellen und zugleich dessen poetisch-philosophische Dimension. Grau-grünes, unheimliches Labyrinth, es gilt als Zeichen für den „Irrgang durch die Welt“, als Symbol für die Suche nach deren verborgenem Zentrum, und es läßt durch die kreisende Bewegung der Bühne eine Vielzahl verschiedener Räume entstehen: ein Gewirr von Wänden, Gängen, Gassen, aus denen ein Entrinnen nicht möglich ist. Unvorhergesehenes kann jederzeit geschehen. Auf diese Weise entsteht das ästhetische und emotionale Klima, in dem Bulgakows Figuren auf der Bühne lebendig werden und durch das Zuschauer wie Schauspieler – Rolf Ludwig und Cornelia Schmaus in den Titelrollen (kleines Foto: die Kostüme entwarf Renée Hendrix) – den Zugang zum Geschehen finden.